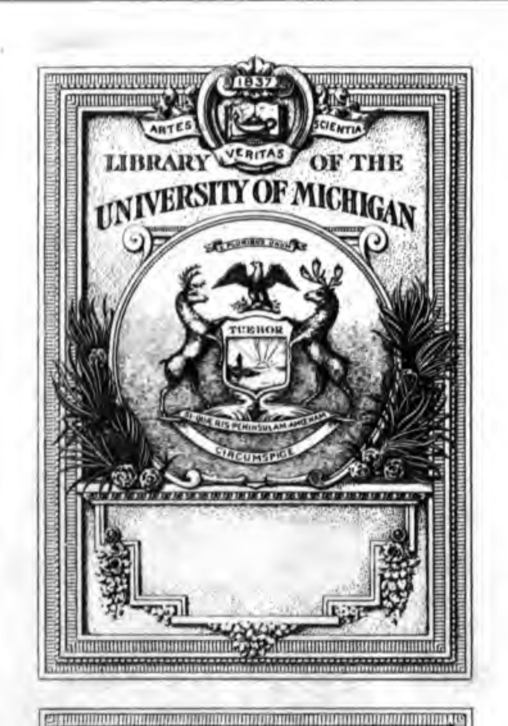

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Heinrich Heine.

Sein Leben, sein Charakter und seine Werke

dargestellt von

Heinrich Keiter.



Köln, 1891.

Commissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vorwort.

Zu den vielen Schriften über Heinrich Heine kommt eine neue, welche sich bemüht — zum ersten Male in der deutschen Litteratur —, ein vollständiges Charakterbild des Dichters vom christlichen Standpunkte aus zu geben. Ich habe mich redlich bemüht, Licht und Schatten in gerechter Weise zu vertheilen; sollte ich den Freunden Heine's zu scharf, seinen Gegnern hin und wieder zu milde urtheilen, so darf ich daraus vielleicht entnehmen, daß ich den richtigen Mittelweg getroffen habe.

In biographischer Hinsicht mußte ich mich auf die Arbeiten Strodtmann's und vor allem Elster's stützen; dagegen kann ich an vielen Stellen neue und wichtige Belege zu den Anregungen bringen, welche Heine aus den Werken ihm vorangegangener und zeitgenössischer Schriftsteller empfing.

Den Anführungen aus Heine's Werken ist durchweg die Ausgabe von E. Elster zu Grunde gelegt, welche in biographischer wie textkritischer Beziehung als eine Musterleistung gelten muß.

Den Herren: Dr. Fr. Binder, Redacteur der Historisch-politischen Blätter in München, und dem Hauptredacteur der Kölnischen Volkszeitung Dr. H. Cardauns in Köln spreche ich für die Förderung meiner Arbeit den verbindlichsten Dank aus.

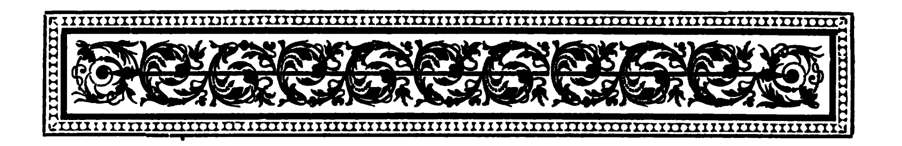
Regensburg, im November 1891.

Heinrich Keiter.

Litteratur.

Heine's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Dr. Ernst Elster. 7 Bände. 1887—1891. (Auf diese Ausgabe beziehen sich die sämmtlichen im Text befindlichen Citate.)
" Briefe, in Strodtmann's Ausgabe, Bd. XIX—XXII, 1876, und in Karpeles' Ausgabe, Bd. VIII, IX. 1887. (Die Briefe sind, um die Controle in diesen beiden Ausgaben zu ermöglichen, nach den Daten citirt.)
" Buch der Lieder. Herausgegeben von Dr. Ernst Elster. 1887.
Archiv für deutsche Litteratur-Geschichte. Bd. III.
Bebel, Die Frau. 9. Aufl. 1891.
Blumauer, Virgils Aeneis travestirt.
Bölsche, H. Heine I. 1888.
Börne's sämmtliche Werke. 12 Bde. 1868.
Brandes, Gg., Hauptströmungen in der Litteratur des 19. Jahrh. Bd. VI. 1891.
Brentano, Godwi. 2 Bde. 1801/2.
Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Bd. VI. 1836.
Burschenschaftliche Blätter. Jahrg. 1888.
Deutsche Rundschau. Herausgegeben von J. Rodenberg. Jahrg. 1885.
Frankfurter Zeitung. Jahrg. 1890.
Gartenlaube. Jahrg. 1868, 1874, 1877, 1878.
Goedeke's Grundriß. Bd. III. 1881.
Gottschall, Geschichte der deutschen National-Litteratur. Bd. II. 1881.
Grisebach, Die deutsche Litteratur. 1876.
Gubitz, Erlebnisse. Bd. II. 1868.
Gutzkow, Briefe eines Narren an eine Närrin. 1832.
Haym, Die romantische Schule. 1870.
Hehn, Gedanken über Göthe. I. 1881.
Heine, Maximilian, Erinnerungen an H. H. 1868.
Hoffmann, E. Th. A., Werke. 7 Bde. 1872.
Hüffer, Aus dem Leben H. H. 1878.
Jaubert, Souvenirs. 1881.
Jean Paul, Flegeljahre.
Karpeles, H. H. und seine Zeitgenossen. 1888.
Kölnische Zeitung. 1887, 1888.
Meißner, H. H. 1856.
" Geschichte meines Lebens. 1884.
Menzel, Wolfg., Denkwürdigkeiten 1877.
Montesquieu, lettres persanes.
Proelß, H. Heine. 1886.
Pröhle, H. H. und der Harz. 1888.
Rousseau, J. B., Kunststudien. 1834.
Rocca, Fürstin della, Erinnerungen an H. H.
Schlegel, A. W., von, Vorlesungen und schöne Litter. und Kunst. Herausg. von Minor. 3 Bde. 1885.
Schlüter, Briefe und Gedichte von Benedict Waldeck. 1880.
Schorer's Familienblatt 1885.
Selden, Camilla, H. H.'s letzte Tage. 1884.
Strodtmann, H. H.'s Leben und Werke. 3. Aufl. 1884. 2 Bde.
Stern, Mirabeau. 2 Bde. 1889.
Taillandier, écrivains et poètes modernes. 1861.
Treitschke, Deutsche Geschichte. Bd. III. IV.
Weill, souvenirs intimes. 1883.
Westermann's Monatshefte. Bd. 5, 40, 54, 61, 62.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Bd. III.
Ziegler, Grabbe's Leben. 1855.





Erster Abschnitt.

Die Jugend- und Universitätsjahre 1798—1825.

I.

Die Jugendjahre (1798—1815).

Heinrich Heine wurde zu Düsseldorf im Februar 1798 – dies ist die neueste Feststellung des Datums[1]) — als das erste Kind des jüdischen Manufacturwaaren-Händlers Samson Heine geboren. Er erhielt den Namen Harry, welchen er später mit Heinrich vertauschte. Ihm folgten eine noch lebende Schwester, Charlotte, sowie die Brüder Gustav und Maximilian.

Die Familienverhältnisse, in welchen er aufwuchs, die Zeit, in welche seine Erziehung fällt, erklären manchen Zug in dem widerspruchsvollen Charakterbild des Dichters. Heine selbst hat von seinen Eltern in dem noch erhaltenen ersten Theile seiner Memoiren eine liebevolle und eingehende Schilderung entworfen, welche eines humoristisch-satirischen Hauches nicht entbehrt. Der Vater, der eine reich bewegte, ziemlich leichtsinnige Vergangenheit hinter sich hatte, war ein lebensfroher Mann, der Spiel, Wein und Weiber liebte, nobeln Passionen zugethan war und mit seiner weichen, fast weiblichen Schönheit leicht die Herzen eroberte. Er hatte, obgleich er immer rechnete, keinen berechnenden Handelsgeist und brachte es nie zu befriedigenden Vermögensverhältnissen. Heine hat von seinem Vater manche Eigenthümlichkeit geerbt; Samson's Leichtsinn, Verschwendungssucht und Freigebigkeit gingen auf den Sohn über, der denn auch ebenso wie der Vater beständig mit dem Mangel an Geld

---

[1]) Aufzeichnungen des Rabbiners Scheuer über die 1797—1808 in Düsseldorf geborenen jüdischen Kinder. 5. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins.

zu kämpfen hatte. Heine liebte seinen Vater aufrichtig; er versichert oft, daß er ihm von allen Menschen am meisten zugethan gewesen sei.

Auf Heine's Erziehung hat der geistig keineswegs hervorragende Vater einen wesentlichen Einfluß nicht ausgeübt. Die Mutter Peira — später nannte sie sich Betty — nahm die Erziehung ihres begabten Lieblingskindes selbst in die Hand und entwarf in ihrem nur zu beweglichen Geiste einen vollständigen Plan für seinen Bildungsgang. Sie war eine geborene van Geldern. Heine machte in den an seine Mutter gerichteten Sonetten aus dem van ein von und liebte es in spätern Lebensjahren, sie für eine Adelige auszugeben, er, der sich als den grimmigsten Feind der „Junker" aufzuspielen pflegte. Heinrich Laube, der den Dichter genau kannte, sagt in dieser Hinsicht [1]: „Mit der Mutter coquettirte Heine frühzeitig. Daß seine Mutter von Adel und eine Christin gewesen, das war etwas, was er betont wissen wollte.... Es war ihm ein verführerischer Witz, daß er aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Rasse entsprossen sein könne und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geistesschärfe, darstelle." Heine hat geflunkert; seine Mutter war weder adelig noch von christlicher Abkunft.

Betty Heine war eine begabte und tüchtige Frau, die es wohl verdiente, daß ihr der Dichter bis an sein Ende — sie überlebte ihn um drei Jahre — eine treue Anhänglichkeit bewahrte und ihr in dem ergreifenden Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht" noch 1843 ein herrliches Denkmal setzte. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, so daß sie als Mädchen ihrem Vater lateinische Dissertationen vorzulesen vermochte. Die Kunst des Fabulirens hat Heine indessen nicht von ihr geerbt, wie er dem Vater die Frohnatur verdankte; sie hatte sogar, obgleich sie eine warme Verehrerin Goethe's war, eine wahre Angst, daß es ihrem Sohne einfallen könnte, sich dichterisch zu beschäftigen; sie entriß ihm jeden Roman, verbot ihm den Besuch von Theater-Vorstellungen und gab den Mägden die strenge Weisung, in seiner Gegenwart keine Gespenstergeschichten zu erzählen, ein Gebot, das freilich von „Zippel", der alten Amme Heine's, nicht befolgt wurde. Peira wollte einen großen Mann aus ihrem Sohne machen, aber beileibe keinen Dichter.

Streng jüdisch gesinnt war Peira eben so wenig wie ihr Mann, welchem auf Betreiben einiger Eiferer die Aufnahme in die jüdische Gemeinde sehr erschwert worden war. Sie war, wie Heine erzählt, Rationalistin, eine eifrige Schülerin Rousseau's, und weit davon entfernt, ihren Sohn für ein bestimmtes Religionssystem zu erwärmen. So nahm denn

[1] Gartenlaube 1868, S. 8.

Heine auch vom jüdischen Glauben nur Aeußerlichkeiten in sich auf; jüdischen Nationalstolz kannte er nicht, und es war ihm im spätern Leben gar nicht angenehm, als Sproß einer verachteten Rasse angesehen zu werden. Auch war das Vaterhaus nicht der geeignete Ort, ihm Liebe zum Vaterlande einzuflößen. Der kosmopolitische Zug im Judenthum, verbunden mit einer noch unter dem Einfluß unserer klassischen Litteraturperiode stehenden Zeitrichtung, ließ ein starkes Vaterlandsgefühl nicht aufkommen. Die rheinischen Juden erblickten zudem in der französischen Revolutionsarmee den heiß ersehnten Befreier. Durch die Franzosen bzw. durch Napoleon errangen sie endlich Gleichstellung mit den christlichen Confessionen, sowie Erleichterungen in Handel und Verkehr. Kein Wunder, daß Heine schon im Vaterhause die Liebe zur französischen Nation und die begeisterte Verehrung für Napoleon einathmete, welche ihn durch das ganze Leben begleitete, und im „Buch Le Grand" eine einzig dastehende dichterische Verherrlichung gefunden hat. Daß Deutschlands tiefste Erniedrigung dagegen in Heine's Familie auch nur den geringsten Schmerz verursacht hätte, wird uns, trotz Strodtmann's Behauptung [1]): Betty Heine habe ihre Kinder patriotisch angefeuert, nirgends bezeugt. Viel eher darf man nach Aeußerungen Heine's annehmen, daß die Nachricht von der Schlacht bei Jena in der Bolkerstraße Nr. 53 freudig begrüßt wurde.

Außer der Mutter hatte auf den jungen Heine noch deren Bruder, Simon van Geldern, bestimmenden Einfluß. Er stellte dem lesebegierigen Neffen seine reiche Bibliothek zur Verfügung, ohne es für nöthig zu halten, dessen Lectüre zu beaufsichtigen. Hier las Heine, neben Schauer- und Räubergeschichten, sehr unsaubere französische Romane, welche auf seine Phantasie gewiß nicht ohne Einfluß geblieben sind und in ihm die Sehnsucht nach verbotenen Früchten geweckt haben mögen. Höchst wahrscheinlich sog er auch hier schon durch die Schriften Voltaire's, Rousseau's, Montesquieu's und Mirabeau's die revolutionairen Ideen ein, welche später einen großen Theil seiner litterarischen Thätigkeit kennzeichnen.

Großes Interesse nahm Heine, wie er selbst erzählt, an der ebenfalls in der Bibliothek Simon's befindlichen handschriftlichen Reisebeschreibung seines Großoheims, der ausgedehnte Reisen im Orient gemacht und als genialer Charlatan einiges Aufsehen erregt hatte. Der Knabe vertiefte sich leidenschaftlich in die Lectüre des wunderlichen Buches, so daß seine rege Phantasie in krankhafter Weise gereizt wurde. Oft ergriff ihn am lichten Tage ein unheimliches Gefühl, und es war ihm, als sei er selbst sein längst verstorbener Großoheim und lebe nur

---

[1]) I, S. 9.

eine Fortsetzung des Lebens jenes Mannes. Die eifrige Lectüre des „Don Quixote", welcher ihm in der Uebersetzung von Ludwig Tieck schon frühzeitig in die Hände fiel, konnte eine heilende Wirkung kaum ausüben.

Leider war auch der Unterricht, welchen Heine 1809—1814 in Düsseldorf am Lyceum genoß, durchaus nicht geeignet, seinen feurigen Geist in die rechten Bahnen zu lenken. Hier trug 1813 der Rector Schallmeyer in der philosophischen Klasse Psychologie und Logik sowie die philosophischen Systeme vor und zwar in ganz freisinniger Weise. Heine selbst sagt in seinen Memoiren (VII, S. 461): „Es ist gewiß bedeutsam, daß mir bereits in meinem dreizehnten[1]) Lebensjahre alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im Geringsten vernachlässigte, so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglaube, sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand." In ähnlicher Weise äußerte er sich Fanny Lewald gegenüber[2]); in den „Geständnissen" (VI, S. 69) meint er sogar, der Besuch der Vorlesungen des Rectors Schallmeyer müsse ihm „vor den Assisen im Thale Josaphat als circonstance atténuante angerechnet werden." „Toleranteste Gleichgültigkeit" hat Heine aus dem philosophischen Cursus Schallmeyer's gewiß nicht heimgetragen, oder sie ward schon nach wenigen Jahren durch jene widerliche Gewohnheit ersetzt, alle religiösen Gefühle und Einrichtungen mit der Lauge gemeinen Witzes zu übergießen.

Schallmeyer scheint indessen am Katholicismus noch festgehalten zu haben, denn er machte Heine's Mutter den Vorschlag, den Sohn katholisch werden zu lassen und ihn dem Dienste der Kirche zu widmen; durch seine Verbindungen werde es ihm möglich sein, demselben zu einem hohen Kirchenamt zu verhelfen. Heine's Mutter lehnte das Anerbieten ab, was sie, wie Heine wissen will, in spätern Lebensjahren bereute.

Wir finden nirgend ein Anzeichen, daß Samson oder seine Frau der katholischen Religion feindlich gesinnt gewesen wären. Sie standen ihr wahrscheinlich gleichgültig gegenüber; dem von Heine's Biographen gern erwähnten Umstande, daß Samson, der einer überkommenen Verpflichtung gemäß bei Processionen vor seinem Hause einen Altar errichten mußte, diesen in besonders schöner Weise ausschmückte, legen wir kein Gewicht bei, weil das jeder Handelsjude in katholischen Gegenden thut. Wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Schönheit des katholischen Cultus auf den jungen Heine Eindruck machte und ihn zur Be-

[1]) Nach den neuern Festsetzungen im fünfzehnten. — [2]) Westermann Bd. 62, S. 104.

wunderung hinriß. „Ich war immer ein Dichter," sagt er selbst (VI, S. 66), „und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogma's und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren" [1]). Dieses Interesse war aber ein rein ästhetisches, wie es bei vielen romantischen Dichtern zu finden ist.

Seine freigeistige Gesinnung erhielt durch den vertrauten Umgang mit einem atheistischen ältern Schulgenossen reiche Nahrung. Lange dauerte diese Freundschaft nicht, sie ward ersetzt durch den Verkehr mit einem andern ältern Mitschüler, dem er noch lange Jahre herzlich zugethan blieb. Christian Sethe, dessen Erscheinung uns durch die Schrift von Hermann Hüffer näher gekommen ist, der Sohn einer angesehenen preußischen Beamtenfamilie, bildete einen völligen Gegensatz zu Heine. Hier lodernde Phantasie, Mangel an Stetigkeit und Ausdauer, warme, aber nicht tiefgehende Empfindung, leichte Erregbarkeit — dort eine auf das Praktische gerichtete, ruhige und gemessene Natur, strenger Ordnungssinn und großes Pflichtbewußtsein. Sethe war Heine's Mentor, er hielt ihn von unüberlegten Streichen zurück, beschützte den schwächlichen Knaben gegen die manchmal handgreiflichen Neckereien antisemitischer Schulcameraden und schenkte seiner poetischen Begabung volle Bewunderung. Das gute Einvernehmen dauerte lange Jahre; erst als Heine Wege einschlug, auf welchen der charaktervolle Sethe ihm nicht folgen konnte, trat eine Entfremdung ein.

Leider haben Sethe und andere minder intime Freunde Heine's ihre Wissenschaft über den Dichter mit in das Grab genommen, so daß wir fast nichts über Heine's erste poetische Versuche und die Dichter, welche er in jener schwärmerischen Jugendzeit las, wissen; daß er im Banne der Romantik, namentlich der phantastischen Dichtungen E. Th. A. Hoffmann's, lag, dürfen wir indeß als gewiß annehmen. Seine Schriften beweisen es, und in seinem Werke über die romantische Schule sagt er (V, S. 344), daß er 1813 Uhland — in diesem Jahre gab Uhland mit Justinus Kerner den „Deutschen Dichterwald" heraus, während die Gedichte Uhland's erst 1815 erschienen — in überströmender Begeisterung zu feiern vermocht habe. Damals habe er ihm nahe gestanden an Empfindung und Denken, damals habe ihm herrlich gedünkt jenes chevalereske und katholische Wesen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Mönche und Nonnen, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute. Vielleicht hat er damals in ähnlichem Geiste gedichtet; bis jetzt ist von diesen Versuchen indessen nichts an's Licht gekommen. Wohl aber zeigt uns ein 1814 entstandenes Gedicht: „Die Wünnebergiade"

---

[1]) Vgl. auch Westermann Bd. 62, S. 104.

den jungen Heine bereits als losen Spötter, der in durchaus nicht feiner Weise über einen Studiengenossen am Lyceum sich lustig macht.

Trotz seiner Begabung gehörte Heine nicht zu den besten Zöglingen des Lyceums. Er bereitete seinen Lehrern durch sein übermüthiges und spottlustiges Wesen nicht geringe Schwierigkeiten. Peter Cornelius erzählte [1]) dem Dr. H. Riegel, als er einmal für seinen ältern Bruder Lambert die Elementarschule für Zeichenunterricht überwachte, habe er in Folge eines Lärms der Schüler den jungen Heine schwer geprügelt und den Malstock an ihm abgeschlagen. Heine vergaß niemals eine ihm zuerkannte Strafe, wenn er sie auch redlich verdient hatte; vielleicht waren es diese Prügel, wofür er später an dem edeln Peter Cornelius Rache nahm. (I, S. 406.)

Später scheint er sein unbändiges Wesen gezähmt zu haben, wenigstens stellt ihm der Director des Gymnasiums zu Düsseldorf, Dr. Kortüm, 1819 das Zeugniß aus: er habe von 1809 bis Michaelis 1814 in Hinsicht seines Fleißes und seines Betragens zu den vorzüglichsten Schülern gehört [2]). Das Zeugniß jedoch dürfte vieles verschweigen, denn bei der Prüfung, welcher Heine sich in Bonn behufs Zulassung zum Besuch der Vorlesungen unterziehen mußte, erhielt er im December 1819 die Nummer III. In der Geschichte, sagt das Protokoll, sei er nicht ohne alle Kenntnisse, einen lateinischen Aufsatz habe er nicht geliefert, weil er von unsicherer Kenntniß und zu geringer Uebung sei; zu einer Prüfung in der Mathematik habe er sich nicht verstanden; seine deutsche Arbeit, obwohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweise ein gutes Bestreben [3]). Dagegen soll er nach der Aussage seines Bruders Maximilian die englische und französische Sprache am Lyceum gründlich erlernt haben. Der Unterricht im Deutschen hat gleich gute Früchte nicht gezeitigt, denn Heine's Briefe an Sethe aus dem Jahre 1816 wimmeln noch von grammatikalischen Fehlern.

Früh schon machte Heine in der Liebe, deren Sänger er in gutem und schlechtem Sinne werden sollte, seine Erfahrungen. Der Hang zum weiblichen Geschlechte regte sich schon in den Schülerjahren in ihm und ward durch die Lectüre der unsaubern französischen Romane genährt. Heine hatte ein sehr reizbares Nervensystem, und man scheint nichts gethan zu haben, um es zu schonen und die rege Phantasiethätigkeit des Knaben in vernünftiger Weise zu regeln. Wie sein Bruder Maximilian [4]) erzählt, liebte er 1813 die Tochter des Kriegsraths von A. Als er einst bei einem feierlichen Schulactus den Schiller'schen „Taucher" vorzutragen hatte, fiel sein Blick plötzlich auf das in den ersten Bänken

[1]) Riegel's Cornelius. — [2]) Gartenlaube 1877, S. 19. — [3]) Hüffer S. 102.
[4]) Erinnerungen S. 21.

vor ihm sitzende junge Mädchen. Er erbleichte, stockte, konnte nicht weiter declamiren und sank endlich ohnmächtig zu Boden. Und doch kannte er die junge Dame nur von Angesicht!

Eine andere Liebelei fesselte ihn in ernsterer und, wenn seine „Traumbilder“ in der That hier ihren Ursprung haben (VII, S. 503), nicht unbedenklicher Weise. Sefchen (Josepha), die bleiche Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf, zog ihn an, weniger durch ihre Schönheit, als durch den Reiz des Unheimlichen, der sie als das Kind „unehrlicher Leute“ umgab. Sefchen war sangeslustig und kannte eine Menge Volkslieder, meist schauerigen Inhalts, welche der junge Heine sich gern von ihr vorsingen ließ und in seiner, allen grellen Contrasten zugewandten Phantasie weiter ausgestaltete. Heine hat dieser Liebschaft in seinen „Memoiren“ gedacht; Wahrheit wird hier mit Dichtung versetzt sein, wie denn fast jede persönliche Erfahrung von Heine als Grundlinie phantastischer und humoristischer Arabesken benutzt wurde.

II.

Frankfurt a. M. — Hamburg — Bonn — Göttingen.
(1815—1821.)

Als im Herbst 1814 das Lyceum in Folge der kriegerischen Zeitläufte geschlossen wurde, bestimmte Betty Heine — der Vater scheint bei solchen Entschließungen wenig in Betracht gekommen zu sein — den Sohn für den Kaufmannsstand. Ein unglücklicherer Beschluß konnte nicht gefaßt werden; den leidenschaftlichen, reizbaren und haltlosen Jüngling auf eigene Füße stellen, seinen phantasievollen Geist zu einer Beschäftigung anhalten, welche seiner ganzen Anlage so fern wie nur möglich war, hieß ihn dem Verderben aussetzen. Die Eltern sandten den Sohn in die Kämpfe des Lebens — er kehrte nicht als Sieger zurück.

Im Frühjahr 1815 reiste Samson mit dem Sohne nach Frankfurt am Main, wo Heinrich bei dem Banquier Rindsfleisch als Volontair das Wechselgeschäft erlernen sollte. Aber bei Rindsfleisch sowohl wie kurz darauf in einem Colonialwaaren-Geschäft erzielte er so geringe Erfolge, daß er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der alten Krönungsstadt nur wußte, „wie Wechsel ausgestellt werden und Muscatnüsse aussehen“. Dagegen lernte er auf langen Streifzügen Frankfurt nach Innen und Außen genau kennen und — hassen. Ueberall sah er nichts wie die unablässige fieberhafte Jagd nach Gewinn, die Abwesenheit jedes höhern Geistesflugs und die geringste Achtung vor der Poesie. Die widerwär-

tigen Gestalten, welche ihm in der Judengasse entgegentraten, der ihnen anklebende Schmutz, die Verachtung, mit welcher man ihnen allenthalben begegnete, stärkten seine geringe Liebe zur jüdischen Rasse nicht und erfüllten ihn mit Ingrimm gegen Verhältnisse, welche eine solche Erniedrigung bedingten. In dem Fragment: „Der Rabbi von Bacharach" hat er später die im Judenquartier gesammelten Anschauungen poetisch verwerthet.

Heine kehrte in das elterliche Haus zurück in der sichern Erwartung, daß nach diesem gänzlich fehlgeschlagenen Feldzuge in den Diensten Mercurs seine Eltern ihm seinen Wunsch, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, gewähren würden. Aber in der Bolkerstraße hatte sich inzwischen in Folge der schlechten Zeitverhältnisse und schwerer geschäftlicher Verluste die Stimmung sehr zu seinen Ungunsten geändert. Der Sohn wurde ungnädig empfangen und nach einer Berathung mit dem einflußreichen Bruder Samson's in Hamburg, dem mehrfachen Millionair Salomon Heine, im Sommer des folgenden Jahres nach Hamburg gesandt.

Heine arbeitete zunächst im Comptoir seines Onkels; 1818 aber eröffnete er mit den ihm von diesem zur Verfügung gestellten Mitteln unter der Firma „Harry Heine u. Comp." ein Commissionsgeschäft. Kaum zwanzig Jahre alt, stand er mitten im Strudel eines wilden, verführerischen Lebens. Anfänglich fand er Anschluß in der Familie seines Onkels, der ihn sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Indessen gefiel dem jungen Manne die „geschniegelte" Gesellschaft nicht, welche in den eleganten Salons seines „millionärrischen" Onkels verkehrte. Hamburg sprach ihn noch weniger an als Frankfurt, und die Gründe waren die gleichen. „Es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier; Huren genug, aber keine Musen," schreibt er am 6. Juli 1816 an Sethe. Aehnliche Ansichten entwickelte er noch oft in breiterer, witziger Ausführung (IV, 97/106).

In dieser Zeit tritt seine jugendliche Verehrung der katholischen Kirche stärker hervor. In dem letzten höchst bezeichnenden Briefe Heine's an Sethe heißt es: „In religiöser Hinsicht habe ich dir vielleicht bald etwas sehr Verwunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir der Himmel das Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen: nur in die unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich erscheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid! Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße." Als Ergänzung dieses Gefühlsausbruches mag folgende Stelle aus den „Geständnissen" (VI, S. 66) dienen: „Nicht selten in meiner Jugendzeit überwältigte auch mich die unendliche Süße,

die geheimnißvolle selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie (d. i. des kath. Cultus und Dogma's); auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime."

Heine scheint sich in jener Zeit mit dem Gedanken, katholisch zu werden, getragen zu haben. Aber wie in den Knabenjahren seine Neigung zur Kirche in poetischen und ästhetischen Beweggründen wurzelte, so ging sie hier aus tiefen seelischen Leiden hervor. Heine liebte Amalie — von ihm Molly genannt — die dritte Tochter seines Oheims Salomon, und fand keine Gegenliebe, wahrscheinlich sogar schnöde Zurückweisung. Zum ersten Mal durchströmte sein ganzes feueriges Wesen eine heftige Leidenschaft, welche ihn in die furchtbarste Aufregung versetzte. Er schrieb unter dem Ausbruch echtesten Schmerzes an Sethe am 27. October 1816 einen confusen Brief, der ihn unter der Schwere unerwiderter Leidenschaft dem Wahnsinn nahe zeigt. Vielleicht kam noch ein körperliches Leiden hinzu, das seine verzweifelte Stimmung auf die Spitze trieb. Elster deutet an[1]), daß dieselbe geheime Krankheit, welche später Heine's Ausschließung aus der Göttinger Burschenschaft veranlaßte, möglicherweise auch der Grund war, weshalb seine Bewerbung um die Hand seiner Cousine erfolglos blieb.

Molly, welche sogar die von Heine an sie gerichteten Lieder verschmähte, heirathete im Sommer 1821 den Gutsbesitzer Friedländer. Heine hatte noch lange an seiner unglücklichen Liebe und an seinem Schmerze zu tragen, bis das Bild des geliebten Mädchens in einer reichhaltigen Galerie feiler Schönheiten verschwand. Er gab sich bald einem wüsten Leben hin und trank den Becher sinnlichen Genusses, welcher ihm in der großen Handelsstadt bereitwilligst gereicht wurde, in vollen Zügen. „Mein inneres Leben," sagt er selbst in einem Briefe an Wohlwill vom 7. April 1823, „war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt; mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatz meines innern Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre." Er handelte nach dem in seinen „Memoiren" gegebenen Recept: „Das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber" (VII, S. 510), und bewahrte in Folge dessen den berüchtigten Straßen Hamburg's in seinen Werken ein freundliches Angedenken.

Bei solchem Lebenswandel, der nicht verborgen bleiben konnte, wurde das Verhältniß Heine's zu seinem Onkel bald getrübt. Salomon Heine

---

[1]) Buch der Lieder S. XIV.

war ein guter und edeler Charakter; er war gern bereit, seinen talentvollen Neffen — der ihm übrigens, von wenigen Zwischenfällen abgesehen, zeitlebens dankbar blieb — zu unterstützen und ihm die Wege zu Reichthum und Ansehen zu bahnen; aber er war eine durchaus nüchterne Natur, ein Paragraphenmensch, der nicht begreifen konnte, wie man den Feuerkopf von Neffen erziehen müsse, und der es diesem nicht verzieh, daß er, anstatt fein säuberlich seinen Geschäften nachzugehen, heimlich Gedichte machte und diese sogar, wenn auch unter falschem Namen, veröffentlichte — noch dazu Gedichte, welche seiner Tochter Molly galten. Sein Interesse für den Neffen erkaltete und ward durch die Zuflüsterungen seiner beiden Schwiegersöhne — wie Heine behauptet — auf den Nullpunkt gebracht.

All' diese bittern Erfahrungen und widrigen Verhältnisse hielten den jungen Dichter lange in einer düstern Stimmung, welche sich in seinen in „Hamburg's Wächter" unter dem grotesken Pseudonym „Sy Freudhold Riesenharf" (zusammengesetzt aus: Harry Heine, Düsseldorf) im Februar und März 1817 veröffentlichten Gedichten kundgibt. Erinnerungen aus Seschen's und aus E. Th. A. Hoffmann's gespenstischen Erzählungen verbinden sich in ihnen mit den Klagen unglücklicher Liebe. Es sind die Gedichte: „Ein Traum, gar seltsam schauerlich", „Es treibt mich hin, es treibt mich her", „Der Zimmermann", und von den Romanzen: „Die Weihe", „Die Biene", sowie „die Romanze vom Rodrigo" (später „Don Ramiro" betitelt). Die „schauerliche Todeslust", welche Heine im katholischen Cultus gefunden haben wollte, durchweht auch die meisten dieser nicht unbedeutenden Gedichte. Er offenbart hier — wie auch in seinen Briefen aus Hamburg — eine hoffnungslose Stimmung, welche nicht geheuchelt erscheint; noch begegnet uns nirgend ein frivoler Witz und noch hebt cynische Selbstverspottung die Wirkung der Gedichte nicht auf.

Im Sommer 1819 war Heine genöthigt, sein Geschäft zu liquidiren. In Hamburg hatte er nur gelernt, wie man sein Leben vergeudet, und über allen Zweifel bewiesen, daß von berechnendem Handelsgeist nicht einmal die geringe Begabung des Vaters auf ihn übergegangen sei. Stärker als je erwachte in ihm die Sehnsucht, sich dem Studium zu widmen. Ohne Onkel Salomon ging das allerdings nicht. Der gutmüthige Millionair ließ sich erweichen und versprach, „dem dummen Jungen" für ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft die nöthigen Gelder vorzustrecken, wenn dieser sich verpflichte, den Doctorgrad zu erwerben und sich dann in Hamburg als Advocat niederzulassen.

Am 11. December 1819 wurde Heine in Bonn als Stud. jur. et cameral. immatriculirt. Er hörte juristische und geschichtliche Collegien,

namentlich aber August Wilhelm v. Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Seine sämmtlichen Professoren bekundeten ihm rühmlichen Fleiß in den Studien [1]); und der Rector Augusti bescheinigte ihm am 14. September 1820 [2]), sein sittliches Betragen sei stets untadelhaft gewesen. Die Tollheiten des Studentenlebens liebte Heine nicht; sie zu entbehren, wurde ihm um so leichter, als er Bier und Tabak verabscheute, und Kopfschmerzen ihn zu häufiger Zurückgezogenheit zwangen. Indessen zeigt sich in seinen von Bonn aus geschriebenen Briefen bereits ein Anflug von häßlich-frivoler Schreibweise. (Brief an Beughem 15. Juli 1820.)

Dem vom Onkel vorgeschriebenen Brodstudium widmete Heine weniger Zeit und Fleiß, als der schönen Litteratur, welcher er in Bonn näher stand als in Düsseldorf und Hamburg. Wilhelm v. Schlegel, der damals seine ästhetischen Hauptwerke bereits geschrieben hatte und als berufener Wortführer der romantischen Schule auf dem Höhepunkte seines Ansehens stand, übte nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Heine neigte durchaus zur Romantik, welche damals ihre Blüthezeit bereits hinter sich hatte, aber er bewahrte ängstlich seine Selbständigkeit. Die schrankenlose Herrschaft der Phantasie, mit ihrer Mondschein-, Zauber- und Gespensterwelt, das kühne Hervorkehren des Subjectiven mit hochmüthiger Verachtung der „Philistrosität", der lebensvolle Inhalt der Dichtungen, sowie die lächelnde Selbstironie, welche der Romantik eigen waren, entsprachen seinen innersten Neigungen.

In einem Aufsatz, welcher 1820 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt" des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers" zu Hamm erschien (VII, S. 150), warf er sich sogar zum Vertheidiger der Romantik auf, welche von W. v. Blomberg angegriffen worden war. Er führt kurz aus, wie die romantische Poesie im Mittelalter entstand und in neuerer Zeit wieder aufblühte. Er stellt für die romantische Dichtung die von ihren Vertretern oft genug vernachlässigte Forderung auf, daß sie in bestimmten Umrissen zeichne, daß sie plastisch schildere. In diesem Satze zeigt sich schon der Gegensatz Heine's zu den ihm sonst verwandten Dichtern der romantischen Schule. Zu den größten Romantikern zählt nach seiner Ansicht Wilhelm v. Schlegel, den er ungenirt neben Goethe stellt. Ganz entschieden verwahrt er sich gegen jene Romantik, welche mit den Aeußerlichkeiten des Christenthums spielte. Er meint sogar, Christenthum und Ritterthum seien nur Mittel gewesen, um der Romantik Eingang zu verschaffen. „Kein Priester braucht noch geweihtes Oel hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu

---

[1]) Hüffer S. 106. — [2]) Gartenlaube 1877, S. 19.

halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern, kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, unaffectirtes, ehrlich deutsches Mädchen sein." (VII, S. 150.)

Heine hat, wie man sieht, seine katholisirende Periode bereits hinter sich; die angebliche „schauerliche Todeslust" der katholischen Kirche und die blassen Entsagungsgefühle, welche ihn einst so unendlich anzogen, sind einer kampfesfrohen Stimmung gewichen, welche das banale: „Wider Pfaffen und Junker" zu ihrem Feldgeschrei machte.

Schlegel, der nie ein echter Romantiker wie sein Bruder Friedrich, Novalis und Brentano war und vom Katholicismus sich nicht einmal Aeußerlichkeiten angeeignet hatte, nahm die Huldigungen seines jungen Verehrers dankbar hin, prüfte dessen dichterische Arbeiten und ermunterte ihn zu weiterm Schaffen. Selbst ein Meister der poetischen Form und die schöne Hülle fast höher schätzend als den Inhalt, hielt er seinen jungen Freund an, seine dichterischen Erzeugnisse mit der peinlichsten Sorgsamkeit zu feilen. In Schlegel's Werkstatt lernte Heine, seinen kleinen Gedichten durch mühselige Polirarbeit jene Glätte zu geben, welche Eingebung des Genius zu sein scheint. Hier machte er sich selbst zum strengen Gebot, was er seinem Freunde Steinmann am 29. October 1820 rieth: „Schone nicht das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächs mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst. Das ist des Künstlers erstes Gebot."

Heine widmete seinem Lehrmeister tiefste Ergebenheit und dichtete in jugendlicher Begeisterung drei formvollendete Sonette auf ihn. Dreizehn Jahre später warf er selbst sein Götzenbild vom Altare.

Mit studentischen Altersgenossen unterhielt Heine nur knappen Verkehr. Den Juden stand er gänzlich fern; mit ihnen knüpfte er überhaupt nur dann Verbindungen an, wenn sie reiche, angesehene oder gelehrte Leute waren. Es wurde ihm nicht leicht, sich Freunde zu erwerben, weil er nicht gern aus sich herausging, über sein eigentliches Wesen beständig mit witzelnden Bemerkungen täuschte und als Jude in studentischen Kreisen nur schwer Aufnahme fand. Wolfgang Menzel erzählt [1]) von ihm, er sei fabelhaft häßlich und aufdringlich gewesen und viel verspottet worden; doch habe man ihn seines Geistreichthums wegen auch geschätzt.

Die wenigen Freunde indessen, welche Heine in Bonn besaß und noch einige Jahre festzuhalten wußte, gereichen ihm zur Ehre. Christian

[1]) Erinnerungen S. 143.

Sethe, den er in mehrern Sonetten besang, blieb auch hier sein Mentor und rückte zum gelegentlichen Säckelmeister auf. Sehr eng schloß sich Heine auch an den gläubigen Katholiken, den eifrigen, aber mittelmäßigen Dichter Joh. Bapt. Rousseau an, der dem Charakter Heine's noch 1834 [1]) ein sehr günstiges Zeugniß ausstellte, sowie an Karl Simrock. Unverdrossen feilte er an kleinen Liedern und arbeitete während der Sommer-Ferien 1820 an einer Tragödie „Almansor", sowie an Uebersetzungen aus Byron's Werken.

Trotz seines geringen Verkehrs konnte er der burschenschaftlichen Bewegung sich nicht entziehen, welche damals in der Musenstadt in hoher Blüthe stand. Zu ihr zog ihn seine Neigung zur Opposition gegen alle Zustände, welche die Freiheit des Denkens und Handelns zu hemmen geeignet waren. Mit der Tendenz der Burschenschaften, dem stillen Kampf gegen die Engherzigkeit der Regierungen, war Heine einverstanden. Sein Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, längst geweckt durch das Gefühl, einer niedergehaltenen Rasse anzugehören, fand einen energischen Ausdruck in dem hier entstandenen Gedicht „Deutschland" (II, S. 159). Die Aeußerlichkeiten der Burschenschaften in Kleidung und Benehmen machte er, der stets modisch gekleidet einherging, nicht allein nicht mit, sondern sie lieferten seiner scharfen Beobachtungsgabe reichlichen Stoff zu boshaften Bemerkungen. In eine der vielen gegen Studenten erhobenen Untersuchungen, welche ihm wegen ihrer kleinlichen Nörgeleien unvergeßlich blieb [2]), wurde er als Zeuge verwickelt.

Nach Ablauf der Sommer-Ferien 1820 sah Heine plötzlich ein, daß Bonn doch nicht der geeignete Ort sei, um sich dem Brodstudium gründlich zu widmen. Er verließ die heitere Musenstadt und wendete sich nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf, den ganzen weiten Weg in einer genußreichen Fußwanderung zurücklegend, der ernsten Georgia Augusta in Göttingen zu, wo er am 4. October immatriculirt wurde. Schon nach drei Wochen erschien ihm die hier vorgetragene Gelehrsamkeit unsäglich langweilig und unfruchtbar; der unter den Studenten herrschende „steife, patente und schnöde" Ton (Brief an Steinmann vom 29. October 1820) ärgerte ihn und zwang ihn zur Abgeschiedenheit, welche allerdings „das Ochsen" erleichterte; sein Haß gegen die bevorrechteten Stände fand durch die Ausnahme-Stellung der adeligen Studenten — „patente Pomadehengste" nennt er sie am 9. November — neue und reiche Nahrung. Er gewann einen allerdings gemäßigten und ideal veranlagten Gesinnungsgenossen an dem Westfalen Benedict Waldeck, dem spätern angesehenen Volksmann, der damals eine Revolution für

---

[1]) Kunststudien S. 242. — [2]) Hüffer S. 74 und flgde.

kein großes Uebel hielt, wofern durch sie nur eine tüchtige Reform erreicht werde[1]). Intim wurde sein Umgang indessen weder mit Waldeck noch mit andern Studenten, dagegen unterhielt er eifrigen Briefwechsel mit seinen frühern Freunden.

Die Freude am Studium der Rechtswissenschaften hatte auch hier nur kurzen Bestand; er hörte nur das altdeutsche Collegium, sowie Sartorius' Vorlesungen über deutsche Geschichte regelmäßig, dichtete und feilte aber unermüdlich und brachte auch den „Almansor“ um ein Stück weiter. Ueber seine sonstigen Liebhabereien gibt das, nach Hessel's Feststellung[2]) in Göttingen entstandene Gedicht: „Auf den Wällen Salamanca's“ (I, S. 131) genügende Aufklärung.

Bald nahm sein Aufenthalt in der durch ihre „Würste und Universität“ berühmten Stadt ein jähes Ende. Er forderte am 2. December 1820 einen Studenten Namens Wiebel, der ihn schwer beleidigt hatte, auf Pistolen und ward, obgleich das Duell nicht stattfand, am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr von der Universität verwiesen. Seine Abreise konnte er indessen wegen der schon (S. 9) erwähnten häßlichen Krankheit, welche seine Ausstoßung aus der Burschenschaft zur Folge hatte[3]), erst Ende Februar bewerkstelligen. Er verließ die Stadt mit einem tiefen Haß gegen alles, was mit ihr zusammenhing, namentlich aber gegen die Göttinger Professoren, deren angebliche Geistesarmuth und Gelehrtendünkel er noch häufig geißelte.

III.

Berlin. (1821—1823.)

In Berlin lernte Heine die politischen Zustände Preußens, welche er in Bonn nur wie durch ein Fernglas hatte betrachten können, in der nackten Wirklichkeit kennen. Die politische Verfolgungssucht gegen alle freien Bestrebungen stand in Blüthe. Die Presse, selbst die schönwissenschaftliche, seufzte unter dem Druck einer strengen Censur. Der Buchhandel war durch drückende Bestimmungen eingeengt; die Leihbibliotheken waren gezwungen, ihre Verzeichnisse einzureichen. Wie es den burschenschaftlichen Vereinigungen erging, ist sattsam bekannt. In den Gesellschaften waren politische Gespräche durch stille Verabredung ausgeschlossen, weil keiner dem andern traute und man das dionysische Ohr fürchtete.

Welch ein Geist sich in solcher Zwangslage ausbilden mußte, läßt sich denken: politische Heuchelei und niedrige Kriecherei nach Außen,

---

[1]) Briefe und Gedichte S. 9. — [2]) Burschenschaftl. Blätter 1888. Nr. 9, 10.
[3]) Goedeke III, S. 439.

nach Innen ohnmächtiges Zähneknirschen und giftige Medisance. Die gebildete Bevölkerung suchte in Litteratur, Musik, Theater und rauschender Geselligkeit Unterhaltung, und zerfleischte einander in eng geschlossenen Cliquen [1]). Ueberall feierte die Mittelmäßigkeit ihre Orgien. Ueber die Bühne schritten nicht mehr die Helden Schiller's, der vor erst sechszehn Jahren gestorben war, sondern die lungenstarken Pygmäen Raupach's und Houwald's; die Oper mit glänzender Ausstattung und magerm Inhalt drängte das Interesse am Schauspiel zurück. Den Büchermarkt versorgten unter Clauren's Anführung Talente dritten Ranges, deren Fruchtbarkeit vom Lesehunger des Publicums noch weit übertroffen wurde.

Indessen gab es in der Residenz noch kleine schöngeistige Gemeinden, welche mit dem Alten von Weimar Götzendienst trieben. Der bedeutendste dieser Kreise bildete sich um Rahel, die leidenschaftliche Gemahlin Varnhagen's von Ense; dort fand Heine als Landsmann des Hausherrn — Varnhagen war ebenfalls in Düsseldorf geboren —, gestützt auf gute Empfehlungen, Aufnahme.

Varnhagen, damals den Vierzigen nahe, war ein fein gebildeter Mann, ein eifriger Förderer dichterischer und künstlerischer Bestrebungen und ein geschmackvoller Schriftsteller auf historisch-biographischem Gebiete. Zu seinen Lebzeiten trat er als einer der Zahmen auf. Nach seinem Tode gestatteten seine bändereichen Aufzeichnungen Einblicke in einen Charakter, der dem herrschenden Regime Verbeugungen machte, innerlich aber von ingrimmigem Haß und giftiger Spottlust beseelt war.

Seine Frau, Rahel, von Geburt Jüdin, war eine anmuthige, aber nicht schöne Erscheinung; ihr geistsprudelndes, pikantes, aber unklares Wesen fesselte selbst hervorragende Männer. Als Varnhagen sie heirathete (1813), hatte sie ein bewegtes, von fast toll zu nennender Liebesleidenschaft häufig zerrissenes Leben hinter sich. Schmidt-Weißenfels [2]) sagt in bekannter Manier von ihr: „Als Muster wollen wir diesen Wechsel gewaltiger Herzensstürme nicht aufstellen. Aber Genialitäten wie die Rahel's bilden eben Ausnahmen, und man darf sie nicht mit dem Maßstab der Durchschnitts-Philisterhaftigkeit messen wollen."

Rahel's Weltanschauung war die freieste. Sie betrachtete den Menschen lediglich als ein Naturproduct. „In der sittlichen Welt ließ sie allein die Willkür des persönlichen Gefühls gelten. . . . Vaterland und Kirche, Ehre und Eigenthum, alles erlag ihrer zersetzenden Kritik" [3]). Sie schwärmte für die Emancipation der Frauen im weitesten Sinne. Daß bei Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft der Zwang der Ehe auf-

[1]) Treitschke III, S. 431. — [2]) Gartenlaube 1878, S. 48. — [3]) Treitschke IV, S. 428.

gehoben werden müsse, war für sie selbstverständlich; wir finden dies Streben bei solchem Ideengang immer wieder. Wie Rahel, so dachte im Wesentlichen auch ihre Gesellschaft. Durfte es doch Heine wagen, Friederike Robert, der schönen Frau von Rahel's Bruder, und Rahel selbst am 22. December 1829 sein höchst unsauberes Buch über Platen zu senden. Männer wie Chamisso, Fouqué und Willibald Alexis (Häring), mit denen Heine dort bekannt wurde, müssen wir natürlich ausnehmen, während der Philosoph Schleiermacher, der Verfasser der berüchtigten Briefe über Friedrich Schlegel's noch berüchtigtere „Lucinde", an Frau Rahel's kühnem Weltsystem gewiß mitzuarbeiten bereit war.

Ein anderer Kreis schöngeistiger Personen, in welchem Heine Zutritt fand, versammelte sich in dem Hause der Frau von Hohenhausen. Hier lag man vor dem „Dichter des Weltschmerzes", Byron, wie Rahel und ihre Jünger vor dem „Gott" in Weimar, auf den Knieen. Hier traf Heine neben dem Dichter Gotthilf August von Maltitz und dem Maler Wilhelm Hensel — dem Bruder der Dichterin Louise Hensel — einige bedeutende Männer jüdischer Abstammung, wie den Rechtsgelehrten Gans und den Philosophen Bendavid.

Bei Rahel und Varnhagen fühlte sich Heine am meisten heimisch; beide nahmen sich des jungen Mannes, der, wie sie, gern bereit war, den philiströsen und „große Geister" beengenden Verhältnissen den Krieg zu erklären, freundlich an und übten auf die Entwickelung seiner Weltanschauung bedeutenden Einfluß aus. Auch machten sie ihn mit einflußreichen Männern bekannt und förderten ihn in seinen dichterischen Arbeiten. Besonders werthvoll für Heine ward die Bekanntschaft mit dem Herausgeber der angesehenen Zeitschrift „Der Gesellschafter", F. W. Gubitz, welcher dem jungen Dichter in liebenswürdiger Weise entgegenkam und gern seine Zeitschrift zur Wiege der Heine'schen Gedichte machte.

Ueber die Rolle, welche Heine in jenen Kreisen spielte, gehen die Ansichten weit auseinander. Die Prinzessin della Rocca, welche ihren Onkel in kindlicher Naivetät verehrt, schreibt mit offenbarer „poetischer Freiheit" [1]: „Seine satirische Art, zu plaudern, seine ironischen Bemerkungen machten ihn zum Mittelpunkte der Gesellschaft." Strodtmann ist bei weitem nicht so enthusiastisch. Ein Mitglied der Varnhagen'schen Tafelrunde berichtet in Westermann's Monatsheften [2]: „Heine war in unserm Kreise einer der Jüngsten, jedoch ohne jugendliche Heiterkeit und Frische. Ein körperlich frühverwelkter [3], geistig blasirter Jüngling, galt von ihm, daß er weniger durch eigenen Witz, als vielmehr Andern zur

[1]) Erinnerungen S. 63. — [2]) Bd. 5, S. 261.

[3]) Gubitz (II, 261) bestätigt, daß dem abgemagerten Gesicht Heine's die Spuren frühzeitiger Genüsse nicht mangelten.

Zielscheibe des ihrigen dienend, zur Erheiterung beitrage; namentlich verfolgte ihn Eduard Gans mit schneidendem Hohn und erlaubte sich mit Heine's Eitelkeit und Lüsternheit manch' kühnen Scherz. Sein Benehmen in Gesellschaft war meist stumm, zurückgezogen und ironisch beobachtend, um sodann plötzlich durch dazwischen geworfene Witzworte und Bemerkungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und womöglich eine gewaltige Aufregung in der Gesellschaft zu verursachen. Die Versuchung hierzu übte einen unwiderstehlichen Kitzel auf ihn aus, und er erlag ihr ohne Scheu und Rücksicht. Seine hohe dichterische Begabung wurde schon damals in unserm Kreise anerkannt, obgleich es nicht an Stimmen fehlte, welche über den Werth der Früchte seines Genius bei einem gewissen Mangel an sittlicher Haltung und Würde Bedenken äußerten."

Heine war indessen weit davon entfernt, nur in solchen geschmackvoll ästhetischen Kreisen sich zu bewegen. Er durchschwärmte [1]), seinen Hamburger Gewohnheiten getreu, häufig die Nächte auf den Redouten des Opernhauses, wo die „Priesterinnen der ordinairen Venus", so sagt er selbst in den Berliner Briefen, „Erwerbs-Intriguen anknüpften", oder in einer Gemeinschaft toller Gesellen, die allabendlich im alten Casino in der Behrenstraße oder in der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener zusammenkamen. Der Ausgelassenste von allen war Grabbe, damals noch Student, dessen cynischer Humor oft genug an Verrücktheit grenzte. Bei den Zusammenkünften dieser jungen Stürmer und Dränger ging es sauber zu. „Da wurden," erzählt Ziegler in seinem „Leben Grabbe's" [2]), „kleine (!) litterarische Bosheiten ausgeheckt; heute ward für die Juden geschrieben, morgen wurde ein eiteler jüdischer Componist im Scherz mit einer scharfen Kritik bedroht und gab im Ernst einige Louis her, die man in wilder Lust verjubelte. Ein Mal, in einer katzenjämmerlich trüben Stimmung, fiel es sogar mehrern Mitgliedern der Gesellschaft ein, fromm und katholisch werden zu wollen, und in launigem Uebermuth ward ein Schreiben an Adam Müller abgefaßt, der indeß nicht darauf antwortete. Eine hübsche Brünette bereitete und credenzte den Punsch und wurde belohnt mit Gedichten und Küssen."

In dieser Umgebung vervollkommnete Heine sich in der „Kunst", die heiligsten Ueberzeugungen in saftigen Witzen zu verhöhnen, die geschlechtlichen Beziehungen zur Zielscheibe cynischer Beobachtungen und Betrachtungen zu machen. Hier traf er die Gesellschaft, deren Mitglieder sich nach seinem eigenen Ausdruck nur verstehen konnten, wenn sie im Koth sich zusammenfanden.

---

[1]) Strodtmann I, S. 169. — [2]) S. 48.

Uebrigens wurde Heine auch hier nicht geschont; namentlich traf ihn der angriffslustige Grabbe häufig mit seinen grotesken Witzen. Gewiß wird Heine ihm gedient haben, vielleicht mit denselben Waffen, denn Grabbe behauptete [1]), er sei nicht ohne Einfluß auf Heine's witzige Manier geblieben.

Endlich kam Heine in Berlin auch mit wissenschaftlichen jüdischen Kreisen in Berührung. Die Juden, namentlich die Berliner, befanden sich in jener Zeit in einem Zustande der Gährung. Die gebildeten Israeliten neigten zum Indifferentismus, ja, manche hervorragende Persönlichkeit trat zum christlichen Glauben über, was einem Gegner des Christenthums, wie Heine es geworden war, sehr mißfiel. Die Juden des mittlern Standes — von den Angehörigen des untern ganz abgesehen — hielten sich auf einer Bildungsstufe, welche sie vom geselligen Verkehr in höhern Kreisen ausschließen mußte. Männer wie Gans, Bendavid, Zunz u. A. suchten nun eine Reform des Judenthums anzubahnen, es den Anforderungen der Zeit entsprechend umzugestalten und zu erheben, sowie die jüdische Religion vernunftmäßig auszubauen. Sie zogen auch Heine in die Bewegung, und er wohnte den Sitzungen eines zu diesem Zweck von Gans und Zunz gebildeten Vereins häufig bei, ohne sich tiefer in die Sache einzulassen. Die religiöse Seite der Bewegung interessirte ihn nicht allein nicht, er verabscheute sie sogar. (Brief an Moser vom 23. August 1823.) Er wollte lediglich helfen, die sociale Stellung der Juden zu verbessern, da der Erfolg dieser Bestrebungen auch ihm zu Gute kommen mußte. Und er hatte ihn nöthig, da ihm als Juden die Bekleidung vieler Stellen versagt war. Die 1823 erfolgte Aufhebung des Edicts vom 11. März 1812, welches den Juden eine gewisse Gleichberechtigung versprach, zerstörte seine Zukunftspläne und erfüllte ihn wie andere seiner Glaubensgenossen mit Haß gegen den Staat, in welchem er lebte. „Alles, was deutsch ist," schreibt er an Sethe, „ist mir zuwider. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mir die Ohren."

In gleichem Maße wuchs sein Haß gegen die christliche Religion, deren Bekenner in socialer Beziehung bevorrechtet waren. Einen schlagenden Beweis, wie sehr in dieser Hinsicht der Verkehr mit den Reform Juden und die Aufhebung des Edicts auf ihn wirkte, haben wir in seinem Briefe an Wohlwill vom 1. April 1823. Er äußert sich dort über die jüdische Bewegung in hoffnungsloser Weise und fügt die rohen Sätze hinzu: „Der endliche Sturz des Christenthums wird mir täglich einleuchtender. Es gibt schmutzige Ideenfamilien, welche in den

[1]) Ziegler, S. 49.

Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Christenthum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet."

Die Reform-Juden, namentlich Gans, ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie, wiesen Heine auf Hegel, die Berliner Pythia, deren Collegien er denn auch neben einigen andern über Sprachwissenschaft, Naturrecht und Staatswissenschaft eifrig besuchte. Heine rühmt sich, dem damals hoch angesehenen Philosophen nahe getreten zu sein. Er hielt ihn in jener Zeit für den größten seiner Zunft und schwor auf sein Wort wie so viele Andere. Aus mehrfachen Anzeichen dürfen wir indessen schließen, daß Heine von dem Hegel'schen System nur wenig verstanden hat. Lassalle, der Hegelianer strengster Observanz war, äußerte, Heine habe ihm bekannt, daß er von der Hegel'schen Philosophie wenig begreife, dennoch sei er überzeugt gewesen, daß diese Lehre den wahren geistigen Culminationspunkt der Zeit bilde. Worin dieser nach Heine's Meinung bestand, geht uns aus seinen „Geständnissen" (VI. S. 48) hervor, wo er sagt: „Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. . . . War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß."

Von Freunden Heine's ist hier noch der schöne junge polnische Graf Eugen v. Breza zu erwähnen, dem Heine sehr zugethan war; er erklärte ihn für den einzigen Menschen, mit welchem sich umgehen lasse. Die Sommer-Ferien des Jahres 1822 brachte er auf Breza's Einladung auf dessen Gütern in Polen zu. Die Frucht dieses Aufenthalts war die Schrift über Polen, welche im Januar 1823 im „Gesellschafter" zum Abdruck gelangte.

Je länger er indessen in Berlin verweilte, desto mehr verringerte sich sein Kreis von vertrauten Freunden. Sein nervöses Leiden, namentlich sein beständiger Kopfschmerz, wurde immer quälender. Sturzbäder brachten ihm nur wenig Linderung. Langsam entwickelte sich der Wahn, überall verfolgt zu werden, ein Wahn, der sich steigerte, als er anfing, durch Offenbarung seiner politischen Ansichten Aufmerksamkeit zu erregen. Am 14. April 1822 schreibt er an Sethe: „Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume sehe ich meine sogenannten

Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleitropfen in's Gehirn rinnen. Des Tages verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall höre ich meinen Namen und hintendrein ein höhnisches Gelächter." Dieselben Klagen äußert er gegen Immermann am 24. December 1822. Am 21. Januar des folgenden Jahres meint er sogar, es habe sich eine Societät gebildet, die systematisch durch schnöde Gerüchte und öffentliche Kothbewerfung ihn in Harnisch zu bringen suche. Dieselbe Furcht, verbunden mit wildem Trotz, spricht aus den Sonetten an Sethe.

Ganz ohne Hintergrund war dieser Verfolgungswahn nicht. Sein beißender Witz verwundete häufig selbst Personen, die ihm günstig gesinnt waren. An seinen Liebesgram glaubten nur die Wenigen, die ihn näher kannten, und seine Lüsternheit wurde zum Gegenstand des Gespöttes. Nicht minder seine Eitelkeit, welche nach glaubwürdigen Berichten einen so hohen Grad erreichte, daß er stundenlang „Unter den Linden" auf und ab ging, in der Meinung, alle Leute flüsterten sich zu: „Das ist der Dichter Heine" [1]).

Der Eifer, mit welchem er für seinen Freund Immermann die Reclametrommel schlug, ward ihm von eifersüchtigen Berliner Schriftstellern sehr verdacht und veranlaßte folgendes Inserat im „Freimüthigen" (vom 18. Januar 1823): „Der rheinische Künstler, Herr Heinrich Heine, der aus allzu großer Bescheidenheit mit seinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von seinen Verehrern dringendst ersucht, sie durch mimisch-plastische Darstellungen aus Immermann's »Edwin« zu erfreuen." Das Inserat hat, was noch von keinem Heine-Forscher hervorgehoben ist, einen sehr starken Beigeschmack. Junker Dunst in genanntem Drama ist genau die Person, als welche Heine in gewissen Kreisen Berlin's verschrieen war. Er ist stark sinnlich, prahlt gern und heuchelt beständige Melancholie. „Euere Lungen," sagt Eumer zu ihm, „waren schwach geworden vom Seufzen, und Euere Augen entzündet von Thränen; ich aber habe oft die Zwiebel gesehen, die ihr verstohlen in's Schnupftuch wickeltet."

Seine Schriftstellerei vermehrte die Gegnerschaft. Vom 26. Januar bis zum 19. Juli 1822 erschienen von ihm in dem Kunst- und Wissenschafts-Blatt des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers „Briefe aus Berlin". An den Brief erinnernd, welchen Jost v. Eichenwehen in Brentano's Godwi aus der Residenz schreibt, suchen sie in buntestem Durcheinander und leichtem Plauderton ein Bild Berliner Lebens zu geben, welches wohl von der scharfen Beobachtungsgabe Heine's, nicht aber von seinem

---

[1]) Karpeles S. 11.

Talent, mit blendenden Lichteffecten zu arbeiten, Zeugniß gibt. Seine glänzende Darstellungsgabe, die Kunst, mit packenden Gegensätzen zu spielen, liegt hier noch in den Windeln. Indessen lenkten die Briefe rasch die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, der mit kecker Hand persönliche Hiebe austheilte, ungenirt sich über Börsianer, Aristokraten, „teutsche Jünglinge“ lustig machte und selbst dem Berliner Localpatriotismus einige unangenehme Wahrheiten sagte. Ein Baron v. Schilling fühlte sich durch eine Stelle beleidigt und ließ Heine eine Forderung zugehen. Dieser gab, um das Duell zu vermeiden, am 3. Mai 1822 im „Gesellschafter“ (VII, S. 524) eine Erklärung, daß ein Mißverständniß vorliege, welches durch ungeschickte Streichungen in seinem Manuscript hervorgerufen sei. In der Befürchtung aber, diese Erklärung werde auf seinen Muth einen Schatten werfen, veranlaßte er bald darauf Gubitz [1]), ein von Lehmann unter dem Falschnamen H. Anselmi verfaßtes Gedicht, welches dem Verfasser der „Briefe aus Berlin“ hohes Lob spendete, am 29. desselben Monats in den „Gesellschafter“ aufzunehmen.

Auch sein kleines Schriftchen über Polen zog ihm Anfeindungen zu, obgleich er Licht und Schatten im polnischen Nationalcharakter gleichmäßig hervorzuheben sucht. Von den polnischen Juden spricht er in den stärksten Ausdrücken; sie erfüllen ihn mit Ekel und Mitleid, doch gesteht er ihnen vor manchem reinlichern und gebildetern deutschen Juden große Vorzüge zu (VII, S. 195). Das flott geschriebene, mit manchem guten Gedanken durchsetzte Schriftchen gibt uns einige Aufklärung über Heine's politische Gesinnungen in der damaligen Zeit. Von neuem documentirt es seinen Haß gegen den Adel. Die Washington'sche Freiheit ist ihm die göttliche; er schwört aber auch auf den Glaubensartikel, daß man sich nur vor dem Könige beugen solle (VII, S. 191). Die Idee der Nationalität verwirft er und meint, jedes Volk müsse den Todeskampf der polnischen Nationalität durchmachen, „damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe“ (VII, S. 199). So bezeichnet das „Kind der französischen Philosophie“ nämlich die von Lessing, Herder, Schiller „ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristenthum!“

Heine dichtete in Berlin eifrig und veröffentlichte von Mai 1821 ab viele seiner Gedichte im „Gesellschafter“. Für eine Buchausgabe derselben fand er keinen Verleger, bis sich auf Gubitz' Empfehlung die Maurer'sche Buchhandlung zur Uebernahme entschloß. Das Bändchen, Traumbilder, Lieder, Romanzen und Sonette enthaltend, erschien mit

---

[1]) Dessen Erinnerungen II, 274.

der Jahreszahl 1822 Ende 1821. Als Honorar erhielt der Verfasser vierzig Frei-Exemplare.

Die Gedichte wurden mit Beifall aufgenommen und anerkennend besprochen. Varnhagen lobte im „Gesellschafter" ihre Selbständigkeit und ihr tiefes Gefühl; Immermann hob im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger ihre Lebensfrische hervor, welcher man anmerke, daß der Dichter alles selbst erlebt habe. Den unbedingten Lobrednern trat in demselben Journal indessen ein Kritiker scharf entgegen, der Heine's großes Talent unbedingt anerkennt, aber seine ganze Weltanschauung verwirft.

Um den Erfolg der ersten Sammlung Heine'scher Gedichte begreifen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß sie einen neuen Ton anschlugen, sowohl gegenüber der verwässerten Lyrik wie den besten Vertretern der Romantik. Sänger wie Uhland, Eichendorff, Wilhelm Müller trugen zwar in die Poesie ihre eigene Subjectivität, aber sie versteckten sich gern unter dem Mantel des Hirten, der Blouse des Wanderburschen und dem Schnürrock des Reitersmannes. Der Gehalt ihrer Lieder war ein gesundes Empfinden und sittlicher Ernst; die Aeußerungen ihrer Gefühle waren weit entfernt von wilder Leidenschaftlichkeit. Ihr Liebesleid offenbarten sie wohl in süßen Liederchen, aber sein krankes Herz hatte eigentlich noch Keiner von ihnen besungen, und fühlten sie sich abgestoßen vom rauhen Hauch der Welt, so flüchteten sie an den „Busen der Natur". Brentano trat schon kecker auf. In Heine's Liedern aber zog der Dichter mit kühner Hand den Vorhang, mit welchem Jene die mächtigen Bewegungen des Herzens verdeckten, hinweg und stellte seine leidenschaftlich erregte, zerrissene, von Zweifel an Gott und Welt angefressene Seele auf das Podium der Oeffentlichkeit. Mit einem auf die Spitze getriebenen Egoismus bespiegelte er sich selbst und forderte vom Publicum lebhafte Theilnahme für den Ausdruck seines Schmerzes. Ueberall in den „Traumbildern" die Spuren der Romantik zeigend, bewies er zugleich, daß er neuen Inhalt in die alten Formen zu gießen gedenke. Er benutzte die traumhafte Scenerie, um seinem durchaus modernen Fühlen einen wirkungsvollen Hintergrund zu geben; er arbeitete mit dem Gespenster- und Mondschein-Apparat der romantischen Dichter, aber er haßte alle Verschwommenheit und gab den Nebelgestalten Arnim's, Fouqué's, Hoffmann's scharfe Umrisse und plastische Formen; eben so fern lag ihm die religiöse Schwärmerei, welcher auch die nicht kirchlich gesinnten romantischen Dichter huldigten.

Sein Schmerz um die Geliebte war ihm der höchste und einzige Gegenstand der Betrachtung. Ihr Bild steht stets vor seinen Augen, sie erscheint ihm im Traume, er will sie umfassen, aber sie entschwebt ihm. Mit wollüstigem Behagen versenkt er sich in die Schreckbilder des Todes

und der Geisterwelt. Er sieht im Traume die schöne Maid, die ihm sein Todtenkleid wäscht, ihm einen Eichenstamm zum Sarge behaut und ihm ein Grab schaufelt (Traumbilder II). Er sieht die Geliebte als Braut eines Andern am Altare und hört, wie tausend Teufel zum „Ja" des Paares „Amen" rufen (IV). Oder er muß Zeuge sein, wie seine Geliebte beim Hochzeitsschmause sein eigenes Blut trinkt, und wie der Bräutigam ihm in das Herz schneidet (V). Er träumt, daß er seinem Lieb für eine einzige Nacht seiner Seele Seligkeit gegeben (VI); wie blasse Larven ihn umgrinsen, lüsterne Pfaffen mit Nonnen tanzen, während der Teufel ihn mit seinem Liebchen traut (VII). Gluthvoll bricht seine Sinnlichkeit hervor, welche sich allerdings noch mit dem Mäntelchen der Liebe umkleidet. Flammen, Gluthen, „wildes Liebesglüh'n" wogen in seinem Herzen; sein „tolles Blut kocht und schäumt und gährt"; „schauernde Lust" durchdringt ihn, und sein Herz „schwimmt in einem Freudensee". Sein Haß gegen das Christenthum zuckt hin und wieder wie ein Blitzstrahl aus den Wolken seiner Leidenschaft hervor. Sein Radicalismus sieht mit Entzücken, daß man jetzt das Fegfeuer statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettler-Gebein in Gluth versetzt (VII).

Den wüsten Inhalt seiner Traumbilder verstärkt er durch grelle Farbengebung. Er liebt die Grabesnacht, wo gräulich-schwarze Koboldhaufen (VI) und blutfinstere Gesellen (VII) gellendes Hohngelächter ausstoßen, und der kalte Tod seine Küsse austheilt (V); er liebt den Kirchhof (VIII), wo schauernde Lüfte ihn umwehen, blasse Larven, schwarze Schlingel in Feuerlivrei, Zappelbein-Leutchen im Galgenornat und Besenstielmütterchen mit tollem Rippengeklapper ihn umrasen.

Aber diese Schreckbilder sind ihm nur phantastische Arabesken um das Bild der Geliebten; Traumbilder, Lieder und Romanzen dienen ihm nur als Mittel, einerseits das Bild der Holden zu verklären, anderseits seiner Klage und seinem hoffnungslosen Schmerz über ihre Untreue Ausdruck zu geben. Sie ist ihm verloren für ewig; sie folgte einem fremden Manne als Braut, sie, die ihm Liebe heuchelte und, wie des Stromes Bild (Lieder Nr. 7), unter gleißender Oberfläche Tod und Nacht verbarg. Wahnsinn wühlt in seinen Sinnen, und sein Herz ist krank und wund. Er fühlt, wie in seinem Innern der Zimmermann den Todtenschrein für ihn herrichtet, und er bittet ihn, sich zu beeilen, da er nur im Grabe Ruhe finde (Lieder Nr. 4). Er wünscht, seine schöne treulose Herzenskönigin nie gesehen zu haben (Lieder Nr. 5); aber er grollt ihr nicht, und wenn sein Herz auch brechen sollte (jetzt Lyr. Int. Nr. 18), denn er weiß, daß gleiches Elend sie mit ihm verbindet (jetzt Lyr. Int. Nr. 19). Er möchte nur ein stilles Leben führen, da, wo ihr Odem weht (Lieder Nr. 5), und sein Büchlein soll ein Todtenschrein für seine

Lieder werden, in welchen er auch seine Liebe legt (Lieder Nr. 9). Er will nicht, daß die Geliebte ihn beklagt; sein Schmerzensleben erscheint ihm beneidenswerth, da er sie im Herzen tragen durfte (Bd. II, S. 6).

Dabei verliert er aber nie das Selbstbewußtsein, und er gefällt sich in eiteler Selbstbespiegelung. Er ist der bleiche Knabe, dem Schmerzen und Leiden auf's Gesicht geschrieben stehen, der Allen weh thut, die ihn sehen (Romanze Nr. 1); er ist Peter, der still und stumm und blaß wie Kreide umherschleicht (Nr. 4); er ist der bleiche Heinrich, bei dessen Anblick es schön Hedwig wie mit Liebesweh ergreift (Nr. 12); er ist jetzt ein bleicher Mann, der einst ein lachend munterer Knabe war, und seine Lieder sind rothe und bleiche Blumen, welche aus blutenden Herzenswunden (Bd. II, S. 4) hervorgeblüht sind.

Die Tendenz der Traumbilder und Lieder finden wir auch in jenen Romanzen wieder, in welchen er nicht selbst der Held ist. Der Ritter sendet seinen Knecht aus, damit er erkunde, welche von König Duncan's Töchtern sich vermähle; wenn es die Blonde sei, so solle er ihm einen Strick mitbringen (Nr. 7); Herr Ulrich leidet unter der Untreue eines schönen Mägdeleins (Nr. 15), und ein anderer Ritter reitet in traurigstillem Trab dem Grabe entgegen, wo allein er Ruhe finden wird (Nr. 2); zwei Brüder tödten sich einer Dame wegen (Nr. 3), und Don Ramiro stirbt aus Gram, weil seine Geliebte Clara einem Andern zum Altare folgt (Nr. 9).

Es ist eine wahre Erquickung, daß der Dichter in zahlreichen Sonetten mit mannhaften Worten die Klage des getäuschten Liebhabers unterbricht. Allerdings artet die Mannhaftigkeit nicht selten in Renommisterei aus; wer zu so furchtbaren Keulen greift, um Pygmäen todtzuschlagen, will am Ende nur zeigen, was für ein Kerl er ist. Aber die meisten Sonette, namentlich die an seine Mutter gerichteten, sprechen uns an; von den neun Sethe gewidmeten sind einige sogar bedeutend zu nennen. In ihnen allen lebt der Geist der „Reisebilder"; aber hier kämpft der Dichter gegen den Zwang des Conventionellen mit den Waffen eines Herkules; in den „Reisebildern" greift er zu den vergifteten Pfeilen des Spottes; in den Gedichten steht Heine noch mitten in der Empfindung, die ihn oft genug bemeistert; in den „Reisebildern" steht er über ihr, um mit ihr zu spielen.

Das ist überhaupt der Eindruck, welchen die erste Sammlung hervorruft: der Dichter ist noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Kraft gelangt. Er verräth ein starkes Talent, aber er kann den Strom der Gefühle noch nicht künstlerisch eindämmen und sich noch nicht los machen von dem Einfluß seiner Jugendlectüre. In den „Traumbildern" zeigen sich neben andern deutlich die Reminiscenzen der Lectüre Bürger'scher

Gedichte. „Es ist nicht nur dasselbe Versmaß," sagt ein genauer Kenner Heine'scher Poesie, Karl Hessel [1]), „sondern auch inhaltlich ganz dieselbe tolle Jagd, das Gespenstertreiben, das spukhafte, bis in's Einzelne geschilderte Gesindel, derselbe Bänkelsängerton, der in eilenden Anapästen das Grausige so übergrausig darzustellen sucht, daß es geradezu in's Gegentheil umschlägt und als Carricatur komisch wirkt, auch dieselbe brennende, völlig sinnliche Liebesgluth."

Aber ungleich größer ist der Einfluß der „Elixire des Teufels" von E. Th. A. Hoffmann gewesen, welche 1815 erschienen und großes Aufsehen erregten. Der Raum und andere Rücksichten verbieten uns, auf mehr als eine Stelle aufmerksam zu machen. Den Stoff sowie Einzelheiten zu seinem sechsten und siebenten Traumbild, von denen Elster meint, daß sie auf Josepha bezüglich seien, hat Heine aus den „Elixiren" entnommen. Heine beschreibt, wie unter dem Zusammenströmen des seltsamsten Gespenstergesindels der Teufel ihn mit der Geliebten traut (VII) und wie die Geliebte, als sie ihm im Arm ruht, ihm von den Teufeln entrissen wird (VI). Medardus träumt, wie er inmitten eben solcher Gesellschaft die Geliebte umschlingt; da trennt sie der Teufel [2]). Medardus sieht Köpfe mit Heuschreckenbeinen, Heine „Eulengesichter mit Heuschreckengebein"; der Teufel kommt zu Heine in Drachengespann, zu Medardus auf einem geflügelten Wurm; bei Heine erschallt zu dem Hexensabbath der „Verdammnißwalzer"; bei Medardus spielt ein Concertmeister einen Walzer zu dem Gespenstertanz; auch die Bezeichnung der Musiker als „winddürr" bei Heine ist von Hoffmann entlehnt.

Auf die leidvolle Stimmung der ganzen Sammlung, auf die Liebäugelei mit Entsagung, Tod und Grab aber hatte Uhland's gemüthvolle Lyrik Einfluß [3]), welche den Gedanken ewigen Vergessens ebenfalls gern behandelt. Die den Traumbildern folgenden Lieder hätten ihre einfache und wohllautende Form wohl jetzt noch nicht erhalten, wenn nicht Uhland ein Lieblingsdichter des jungen Heine gewesen wäre.

So finden wir in den Gedichten zwei Strömungen: die wild-sinnliche und phantastische wird von einer sanftern abgelöst. Dort grelle Gegensätze, abgeschmackte Uebertreibungen, mit dick aufgetragenen Farben, hier weiches Colorit und einschmeichelnde Melodie. Während von den Traumbildern und Romanzen uns nur wenige, wie „der arme Peter", „die Grenadiere", „Belsazar", zu fesseln vermögen, bringen mehrere Lieder eine anmuthige Stimmung in formvollendeter Weise zum Ausdruck und lassen den künftigen Meister ahnen. Aber auch dort, wo der Dichter

[1]) Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, S. 52. Vgl. auch desselben Aufsatz in der Köln. Ztg. 1887, Nr. 146 I.

[2]) S. 229. — [3]) Vgl. das Citat S. 10.

uns abstößt durch ungesundes Empfinden und geschmacklose Form, zeigen höchst glückliche Wendungen, treffende Bilder und packende Bezeichnungen den originellen Kopf.

Dabei steht ihm ein großer Wortschatz zur Verfügung, den er durch eigene — allerdings nicht immer glückliche — Erfindung zu vermehren sucht. Mit richtigem Tact hält er sich von schwierigen fremden Versmaßen fern, und verwendet Jambus, Trochäus und Anapäst, häufig Jambus mit Anapästen vermischt. Der Bau der Jamben- und Trochäen-Strophe bekundet bereits große Gewandtheit, häufig vollendete Virtuosität. Dagegen steht die Verwendung falscher Reime völlig im Verhältniß zu den zahllosen falschen Reimen seiner Gedichte überhaupt.

Die wohlwollende Aufnahme seiner ersten Gedichte ermuthigte Heine, die Silberader seines Liebesschmerzes noch weiter auszubeuten. Er hatte den Geschmack der wankelmüthigen Menge, den Hut, unter welchem Tausende sich vereinigen ließen, gefunden. In den Stunden, in welchen die Erinnerung an seine jungen Leiden aus dem Wirbel seiner Zerstreuungen emportauchte, warf er ein Lied um das andere auf das Papier, jedes nur wenige Strophen lang, leicht und gefällig gebaut und fast immer das gleiche Versmaß zeigend. Wenn die Stimmung verflogen war, begann er daran mit feiner Berechnung der zu erzielenden Wirkung unermüdlich zu feilen. Dasselbe Wort ward fünf, sechs Mal durch ein anderes ersetzt, diese Zeile völlig umgestaltet, jene an eine andere Stelle gebracht. Aber während er emsig an seinen Diamanten schliff, kam ihm der mephistofelische Gedanke, wie lustig es doch sei, daß die Lesewelt diese kleinen Dingerchen für baare Münze nehme, daß manch' gefühlvolles Herz sich durch sie zu Thränen rühren lasse. Da hing er denn an manches schöne Gedicht ein paar Zeilen, in denen er die eigene Empfindung und die beim Leser geweckte verhöhnte oder ironisirte. Er vermochte sich einer Gefühlsschwärmerei recht wohl hinzugeben, aber nur vorübergehend. Die Schärfe seines Verstandes, die übermächtige Neigung zum Spott, drängten ihn bald wieder, sich selbst und seine dichterischen Producte unter die kritische Loupe zu nehmen. So machte seine zweite Natur, die allmälig seine eigenste wurde, sich in den ironischen Schlußzeilen Luft. „Ich habe," äußerte er zu Fanny Lewald [1]), „alle solche grellen Dissonanzen mit entschieden oppositionellem Bewußtsein gegen die weichliche Gefühlsseligkeit der Schwaben und Consorten gemacht." Dieser Gefühlsseligkeit unterlag er aber selbst, und noch häufiger versetzte er sich in sie hinein, um dann sich selbst an den Haaren herauszureißen.

Gleichzeitig suchte er nach Mitteln, um das Publicum noch stärker

---

[1]) Westermann Bd. 62, S. 101.

zu fassen. Gubitz[1]) gegenüber hat er das Geständniß abgelegt: „Bei den Deutschen wird man leichter vergessen, als berühmt; jetzt zumal; sie haben in Gefühlswonne so geschwelgt, daß zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläßlich sind, ganz so, wie Kirmeslust ihnen erst vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktirt." Sein Schemelbein war die Sinnlichkeit, welche in seinem „lyrischen Intermezzo" (Frühjahr 1823) noch unverhüllter hervortritt, als in den „Traumbildern", und den künftigen Sänger feiler Dirnen prophezeit.

Das „lyrische Intermezzo" umfaßte 66 (jetzt 65) Lieder, welche wir, von einigen den Zusammenhang unterbrechenden Liedern abgesehen, als ein geordnetes Ganzes, als ein psychologisch sich entwickelndes Herzenserlebniß betrachten können. In der ersten Abtheilung (bis zum zwölften Liede) singt er das Lob der Geliebten. Von ihr allein, von ihrem Angesicht lernte er die Sprache der Liebe (Nro. 8); ihr will er seine Thränen und Lieder weihen (2); seine Seele möchte er tauchen in den Kelch der Lilie, und diese soll hauchen ein Lied von der Liebsten (7). Sie ist ihm aller Schönheit Inbegriff, sie gleicht genau einem holdseligen Bildniß unserer lieben Frau, das der Dichter im Dom im alten heiligen Köln sah (11). Er vergleicht sich mit dem Mond, welcher auf die liebeduftende Lotosblume herabblickt, ohne sie erreichen zu können (10). Wenn er der Geliebten in die Augen schaut, schwindet all' sein Weh (4), und in ihren Armen stirbt er vor Liebessehnen (6). Aber in seine Seligkeit mischt sich auch bange Ahnung des nahenden Verlustes. Wenn sie sagt: ich liebe dich, so stürzen Thränen aus seinen Augen (4) und er ahnt ihren frühen Tod (5). Am liebsten möchte er sie auf den Flügeln des Gesanges nach den Ufern des Ganges tragen und dort in rothblühendem Garten mit ihr träumen den seligsten Traum (9).

Die zweite Abtheilung (Lied 12—16) enthüllt uns, daß sein Liebchen bedenkliche Eigenschaften besitzt. Er weiß, daß sie ihn nicht liebt (12), daß ihre frommen Augen ihn betrügen (16), er ist aber zufrieden, wenn sie ihm den Mund zum Kusse reicht (12), denn ihren Küssen glaubt er mehr, als ihren Worten (13). Er lacht der Welt, die in richtiger Erkenntniß behauptet, seine Geliebte habe keinen guten Charakter; er weiß, wie süß ihre Küsse sind (15) usw. Diese Abtheilung, welche Heine später reinigte, zeigt den Kehraus der Kirmeslust. (Vgl. II, S. 9, Nro. 13).

In der dritten ist die Geliebte dem Dichter untreu geworden. (Lied 17—25. Lied 17—19 sind aus der ersten Sammlung der Gedichte eingeschoben.) Die böse Welt hat ihn bei ihr verklagt (24), und sie hat

---

[1]) II, S. 270.

den argen Jungen Glauben geschenkt. Sie reichte einem Andern ihre Hand; beim Hochzeitsreigen ertönen die Klänge lustiger Musik, während die Englein schluchzen und stöhnen (20). (In den „Traumbildern" rufen dagegen bei der Trauung tausend Teufel: „Amen".) Alles scheint ihm öd und farblos (23); Niemand kennt seinen Schmerz, wie die Eine, die sein Herz zerrissen (22) und selbst so elend ist (19).

Aus der verzweifelnden Stimmung erwächst in der vierten Abtheilung (26—29) eine bittere Ironie. Er witzelt darüber, daß er und sie so lange Mann und Frau und Versteckens gespielt, daß sie sich jetzt nicht wieder finden könnten (26) und dankt ihr spöttisch, daß sie ihm wenigstens so lange treu geblieben (27). Sie habe den dümmsten der dummen Jungen geheirathet, er selbst habe allerdings den dümmsten der dummen Streiche gemacht, indem er von solchem Liebchen ließ (29). Weil sie „Madam" geworden, findet er jetzt alles miserabel (28); er glaubt nicht an Gott, nicht an den Himmel, noch an den Teufel, sondern nur an ihr böses Herz und Auge (II, S. 9, Nr. 12).

Diese Stimmung hält jedoch nicht lange Stand und weicht in der fünften Abtheilung (30—40) wieder einer völligen Rührseligkeit. Er vergleicht sich einem Fichtenbaum im Norden, der von einer Palme träumt (33). Er denkt immer an sie; hört er ein Lied, das sie einst ihm sang, so will ihm die Brust zerspringen vor Weh (40); aber weinen kann er nicht (35). Aus seinen großen Schmerzen macht er kleine Lieder, die er ihr sendet, sie aber verschmäht sie (36). Darum will er nichts mehr sehen von der Welt; er will seine Fenster verhängen mit schwarzem Tuch, dann kommt seine Liebe zu ihm aus dem Todtenreich (37). Am liebsten möchte er im Grabe liegen und sich an sein todtes Liebchen schmiegen (32). Aber auch in diese Rührseligkeit drängt sich einmal freche Sinnlichkeit: er wolle nur ihren Leib haben, die Seele möge man begraben. (II, S. 9, Nro. 14).

In der sechsten Abtheilung (41—65) verbinden sich Klagen um das verlorene Lieb mit Erinnerungen und Träumen. Er liebt sie immer noch, obgleich sie ihn nie geliebt und nie gehaßt (47); und wenn die Welt zusammenfiele, so schlügen aus den Trümmern doch seiner Liebe Flammen (44). Böse ist er indessen der Ungetreuen nicht, bitten doch sogar die Blumen, ihre Schwestern, für sie (45). Im Traum erscheint sie ihm, seine alten Wunden brechen auf (64) und Thränen netzen sein Kissen (55). Er schließt mit der Bitte, ihm einen riesengroßen Sarg zu bringen, in dem er seine Liebe und seinen Schmerz niederlegen könne (65).

Der Dichter geht also mit völliger Ausschließlichkeit in seinen wirklichen oder erheuchelten Leiden auf. Er weiß seinem Gegenstande viele

Seiten abzugewinnen, ihn in glänzende, farbenwechselnde Beleuchtung zu rücken; aber die Klippe der Einförmigkeit vermeidet er nicht. Nicht selten ist ein Gedicht leere Spielerei mit schönen Worten, oder der Ausdruck einer ungesunden Gefühlsschwärmerei. Scherer hat ganz Recht, wenn er sagt[1]): „Selbst in Gedichten von durchweg ernster Haltung bringt Heine starke und übertriebene Wendungen auf eine Weise vor, daß unschuldige Seelen, die sie ernsthaft nehmen, davon nur um so tiefer gerührt werden müssen, daß dem minder Unschuldigen aber ein Seitenblick des Einverständnisses zu sagen scheint: die dummen Gänse glauben mir alles". Daran wird man lebhaft erinnert, wenn man sieht, wie Heine sich selbst bespiegelt und mit seinem blassen Angesicht coquettirt, wie er es schon früher that. „Es leuchtet meine Liebe in ihrer dunkeln Pracht," singt er ganz naiv, und behauptet, daß aus seinen Thränen Blumen hervorsprießen, während seine Seufzer ein Nachtigallenchor werden!

Auch sonst spannt Heine häufig den Ton so hoch, daß er überschlägt und nun komisch wird. Nehmen wir dazu jene Ausgeburten frecher Lüsternheit und die Lieder, in welchen der Ausdruck durchaus in's Triviale fällt, so bleiben immer noch gegen zwanzig übrig, welche die feinste Empfindung in einschmeichelnder Form beseelt. Wie zart und süß ist nicht: „Dein Angesicht, so lieb und schön;" wie stimmungsvoll: „Ein Fichtenbaum steht einsam;" wie rein herausgearbeitet ist Klage und Sehnsucht in: „Manch Bild vergessener Zeiten;" wie echt empfunden scheint und wie vollendet zum Ausdruck gebracht ist: „Es fällt ein Stern herunter;" und wie packend ist das düstere Colorit in: „Am Kreuzweg wird begraben!" Und wie meisterhaft ist das Traumhafte, Sehnsüchtige getroffen in: „Auf Flügeln des Gesanges," „Die Lotosblume ängstigt," „Mein Liebchen, wir saßen zusammen" und „Aus alten Märchen winkt es".

Aber auch von jenen Gedichten, die unter der Decke leichter Ironie eine tiefdunkele Grundfarbe verbergen, sind einige meisterhaft. Jedermann kennt die zum geflügelten Wort gewordene „alte Geschichte", die immer neu bleibt; die „Thränen und Seufzer," die hintennach kamen und das „Versteckenspiel" mit der Geliebten, bis sie sich nicht wiederfanden. Das sind Meisterstückchen, welche uns in wenigen Zeilen und mit den einfachsten Worten eine ganze Novelle erzählen.

Und noch ein Drittes fesselt uns an einigen Gedichten: die ausgezeichnete Malerei. Der rothblühende Garten am Ganges (Nr. 9), die Geisterinsel (Nr. 42), das Hamburger Straßenbild (Nr. 38) sind Muster dafür und Vorläufer der Schilderungen in der „Harzreise," dem „Buch Le Grand" und der „Heimkehr".

[1]) S. 663.

Heine ist im „lyrischen Intermezzo" gegen die erste Sammlung um einen großen Schritt weiter gekommen. Die wüsten Traumbilder sind sanftern Vorstellungen gewichen, aber die wilde Begehrlichkeit ist geblieben; das stürmische Wogen der schmerzlichen Gefühle hat sich zur Wehmuth geglättet; aber an Stelle der starken Empfindung ist vielfach Sentimentalität getreten, so daß für ihn genau paßt, was sein Ratcliff nicht sein will: (II, S. 325) Ein magenkranker schwindsüchtelnder Poet:

> Der Leibschmerz
> Vor Rührung kriegt, wenn Nachtigallen trillern,
> Der sich aus Seufzern eine Leiter baut.

Des Dichters Auge, das, nur nach Innen schauend, für die Natur geschlossen schien, hat sich für deren Schönheit weit geöffnet. Die Veilchen kichern und kosen; die Rosen erzählen sich duftende Märchen in's Ohr; die Lotosblume duftet und zittert vor Liebesweh; die Blumen flüstern und schauen den traurigen Mann mitleidig an; die Nachtigallen würden erquickenden Gesang ertönen lassen, wenn sie wüßten, wie sehr elend er ist; die Bäume sprechen, die Blumen schmachten, von oben aber grüßt der Mond mit ernstem Blick, sprechen die Sterne eine reiche und schöne Sprache, und sie schauen sich an in Liebesweh.

Gewiß arten solche Personificationen oft in Tändelei aus; aber in den meisten Fällen passen sie durchaus in die Stimmung und geben den Gedichten einen erhöhten Reiz. Auch das Volkslied kennt diesen Zusammenklang von Natur und Empfindung, aber es drückt ihn in ganz anderer Weise aus. Beim Volkslied ist die Stimmung der Natur die Begleitung, beim Heine'schen Liede aber ein Theil des Thema's. Das Volkslied jubelt und singt mit den Vögeln, Heine aber spricht mit ihnen. Er hat den Kunstgriff des Volksliedes sich angeeignet und in ganz modern-sentimentalem Geiste angewandt.

Ebenso entlieh er dem Volksliede die einfache Form, aber auch wieder nur diese. Der Inhalt seiner Gedichte ist durchaus modernes Gefühl; er hat seine Wurzel so tief im Empfindungsschatz eines gebildeten, aber frivol denkenden Geistes, daß kein Handwerksbursche und keine Bauerndirne ihn je verstehen würde. Das Volkslied ist naiv, das Heine'sche selbstbewußt; jenes geht im Gefühl auf, dieses kann noch beobachten, wie ihm der Liebesschmerz steht; jenes ist oft derb und sinnlich, dieses hin und wieder von abstoßender Lüsternheit.

Heine gesteht selbst zu, daß er vom Volksliede und namentlich von Wilhelm Müller, der die Volksliedform in glücklicher Weise benutzt, gelernt habe. Karl Hessel hat aus Wilhelm Müller's Gedichten eine ganze Reihe von Wendungen herausgesucht[1]), deren Einwirkung gar nicht zu verkennen ist.

[1]) Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. III, S. 59.

Das seinem Onkel Salomon gewidmete „lyrische Intermezzo“ erschien im April 1823 nebst den Tragödien „Almansor“ und „Ratcliff“ bei Dümmler in Berlin. Von den beiden Dramen hatte er eine ziemlich hohe Meinung. Schon am 29. October 1820 sprach er Steinmann gegenüber aus, daß „Almansor“ ein großes Aufsehen erregen werde. Am 4. Februar 1821 gesteht er demselben, daß er an seiner Tragödie kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß spare, daß sie „entzückend schöne Stellen und Scenen enthalte“, daß überall „überraschend poetische Bilder und Gedanken“ funkelten und das Ganze gleichsam „in einem zauberhaften Diamantschleier“ blitze und leuchte, daß sie aber an dem großen Fehler leide, nicht drastisch zu sein. Zuversichtlicher war er hinsichtlich des „Ratcliff“ den er im Januar 1822 ohne jedes Brouillon in drei Tagen geschrieben haben will.

Im „Almansor“, der in Spanien zur Zeit der Maurenherrschaft spielt, schildert er die Liebe des Titelhelden zur schönen Zuleima, die während seiner Abwesenheit zum katholischen Glauben übergetreten und mit einem ihr verhaßten Mann verlobt worden war. Almansor macht seinem Ingrimm gegen das Christenthum in sehr starken Ausfällen Luft, während Zuleima, jetzt Clara, ihrem noch immer geliebten Jugendfreund die Schönheit der katholischen Kirche in begeisterter Weise preist. Ohne Zweifel ist Mortimer's bekannte Dithyrambe in „Maria Stuart“ hier Heine's Vorbild gewesen. Almansor entführt sie und stürzt sich, als die Verfolger nahen, mit ihr in den Abgrund.

„Ratcliff“ hat einen fatalistischen Hintergrund. Die Tragödie behandelt die wahnsinnige Liebe des Titelhelden zur schönen Maria, die ihm untreu geworden. Er ersticht bis auf den letzten alle Männer, mit denen sie sich zu verbinden gedenkt, dann Maria, deren Vater und endlich sich selbst.

Vom „Almansor“ sagt Heine (29. October 1820), daß es sein eigenes Selbst enthalte, seine Liebe, seinen Haß, seine ganze Verrücktheit, und vom „Ratcliff“ (10. April 1823), daß eine „Hauptconfession“ in dem Gedicht liege, es sei wahr oder er selbst sei eine Lüge. Am 5. Januar 1823 schrieb er an Dümmler, der Stoff des „Almansor“ sei religiös-polemisch und betreffe Zeitinteressen. Mit kühler Berechnung griff er in die Vergangenheit Spaniens, weil er dort Verhältnisse fand, welche ihm die Lage des jüdischen Volkes zu seiner Zeit vorzubilden schienen. Die Mauren sind ihm die Juden, und Almansor ist er selbst. Hellauf lodert sein Haß gegen das Christenthum, welches nach seiner Schilderung den Mauren die Berechtigung zum Leben bestritt und sie am liebsten auf dem Scheiterhaufen sah, dessen Bekenner ihm die Geliebte raubten.

Der ganze Haß des Juden, dem durch die Gesetze eines christlichen Staates Wachsen und Gedeihen erschwert ist, glüht in diesem Stück.

Im „Ratcliff" kommt noch ein zweites hinzu, der Haß gegen die Besitzenden. Ein socialdemokratischer Agitator der Gegenwart könnte keine bessern aufwieglerischen Worte finden als Heine sie Ratcliff in den Mund legt (II, S. 322).

„Einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Ueberflusse schwelgen,
In Sammt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Graham ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert."

Im Anschluß daran wird die Menschheit in zwei Hälften, in die Hungerigen und Satten, getrennt, eine Eintheilung, welche Heine noch 1854 zu dem Gedicht: „Die Wanderratten" (II, S. 202) benutzte. Beide Stücke sind die dramatische Darstellung der leidvollen Liebesgeschichte des Dichters, in welcher nicht wenige Stellen uns an das lyrische Intermezzo erinnern. In beiden seufzen die Helden nach einer Geliebten, die einem Andern gehören soll, glühen sie vor Haß gegen den begünstigten Nebenbuhler, vernichten sie die Geliebte. In „Almansor" tritt gegen Schluß die thierische Begier hervor, die, wie im Intermezzo (II S. 10), von der Geliebten nur den Leib haben will. „Ich will ein glücklich Thier sein," ruft Almansor (II, S. 298), „ja, ein Thier, — Und in des Sinnenrausches Taumel will ich — Vergessen, daß es einen Himmel gibt." Die Worte erinnern ganz an die wilde Begierlichkeit, welche Jaromir in Grillparzer's „Ahnfrau" für Bertha zeigt; das Stück ist Heine gewiß nicht fremd geblieben.

Die Litteraturgeschichte ist über die beiden Lieblingskinder Heine's zur Tagesordnung übergegangen. Und mit Recht. Die großen Schönheiten im Einzelnen können über den Mangel einer dramatisch kräftigen Handlung und die Abwesenheit echter Helden nicht hinweghelfen. Der Aufbau ist durchaus verfehlt und die bilderreiche Diction fällt häufig in übertriebenen Wortschwall.

Das lyrische Intermezzo und die Tragödien fanden eine zwar freundliche, aber keineswegs begeisterte Aufnahme. Schon am 28. November 1823 fragt Heine bei Moser an, es sei wohl nirgends mehr von ihm die Rede. Varnhagen und Willibald Alexis begrüßten die neue Sammlung mit warmer Empfehlung; beide — namentlich Letzterer — tadelten

aber die sinnliche Färbung der Lieder, und Alexis warnte den Dichter, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, weil aus der Originalität leicht Manier werden könne. Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, und auch Andere fanden die schwache Seite der Lieder bald heraus. Es erschienen rührselige Parodieen, welche von Originalen kaum zu unterscheiden waren. Heine war scharfsinnig genug, einzusehen, daß die allzugroße Familienähnlichkeit unter seinen Gedichten Zweifel an der Ausgiebigkeit seines Talentes hervorrufen mußte und schrieb an Immermann am 10. Juni 1823: „Ich will Ihnen gern eingestehen den Hauptfehler meiner Poesieen .... es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variationen desselben kleinen Thema's sind." Aber in einigen Jahren werde es sich zeigen, daß er, der bisher nur die Historien von Amor und Psyche in allerlei Gruppirungen gemalt habe, eben so gut den trojanischen Krieg darstellen könne. Trotz mancher Anläufe hat er es nicht gethan, weil er es nicht konnte. Er schuf nur Fragmente und hinterließ manchen Torso, welcher uns lebhaftes Bedauern über die Nichtvollendung einflößt.

IV.

Abschluß der Universitätsjahre.

(Mai 1823 — Juli 1825.)

Im Mai 1823 verließ Heine ohne den Doctorhut die preußische Hauptstadt. Er hatte genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß er als Jude in Preußen vorläufig zu einer sichern Stellung nicht gelangen könne. Er wollte in Paris sich litterarisch auszeichnen und dann nach berühmten Mustern in die diplomatische Laufbahn einschieben. Aber seine geschwächte Gesundheit und die Leere seines Geldbeutels, welchen Onkel Salomon nicht wieder füllen wollte, nöthigten ihn, im Refugium peccatorum des Vaterhauses abzuwarten, ob die Stirne des Millionairs an der Elbe sich wieder glätten werde.

Seine Eltern hatten sich inzwischen in Lüneburg niedergelassen, das dem Dichter nach dem Aufenthalt in Berlin wie ein böotisches Dorf vorkommen mußte. Seine Briefe zeigen ihn in einer höchst niedergeschlagenen Stimmung. Die Lüneburger langweilten ihn noch mehr als ihre reizlose Heide; er betrachtete alle Menschen, die nicht so dachten wie er — und das waren ohne Zweifel viele — als unerträgliche Philister, und die Juden ekelten ihn an. „Juden sind hier, wie überall", schreibt er am 18. Juni 1823 an Moser, „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen". Zudem begegneten sie ihm wegen seiner Theilnahme an den Reformbestrebungen der gebildeten Berliner Juden höchst feindselig, so

daß er Anfang November 1824 an Moser schreiben konnte: „Dergleichen jüdische, oder vielmehr, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten drängen sich an mich heran". Besonders quälend für ihn war der Gedanke, von seinem Onkel abhängig zu sein (an Moser, 2. Februar 1824), von einem Manne, den er als geistig tief unter sich stehend betrachtete.

Indessen war Salomon Heine die einzige Hoffnung; es galt also, sich mit ihm wieder auf guten Fuß zu stellen. Die Gelegenheit bot sich am 22. Juni 1823, bei der Heirath seiner Schwester mit dem Kaufmann Embden — nicht von Embden, wie der Adelshasser Heine schreibt. Salomon sagte dem ungerathenen Neffen, der es gewagt hatte, ihm eine Gedichtsammlung zu widmen, in welcher seiner Tochter Amalie und deren Gemahl übel genug mitgespielt wurde, seine Meinung und reichte ihm dann die Hand zur Versöhnung. Im Juli durfte Heine seinen Onkel in Hamburg besuchen. Hier erklärte sich Salomon bereit, noch für das Jahr 1824 die sehr anständige Summe von 100 Louisd'or (500 Thaler) zu zahlen, wenn der Neffe sich verpflichte, in diesem Zeitraum sein Examen zu machen. Auch Heine's Uebertritt zum Christenthum kam zur Sprache. Alle seine Angehörigen, Salomon einbegriffen, für die das Religionsbekenntniß nur ein Firmenschild bedeutete, waren für baldige Taufe; nur Heine sträubte sich noch gegen den Gedanken, einer Fahne zu folgen, welche er so oft mit Füßen getreten.

„Aus meiner Denkungsweise", schrieb er bereits am 27. September 1823 an Moser, „kannst Du es Dir wohl abstrahiren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Act ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe." Wir werden bald sehen, mit welch' vollendeter schauspielerischer Kunst Heine das geweihte Wasser über sich ergießen ließ.

In Hamburg scheint ihn eine neue Liebesleidenschaft erfaßt zu haben. Nach den bisherigen Feststellungen (Buch der Lieder XXIX, sowie Heine's Werke I. S. 40 Elster'sche Ausgabe. Hessel in der Köln. Ztg. 1888. 8. und 9. Juni. Seuffert im Archiv f. Lit.-Geschichte. Bd. III, S. 600) flößte ihm Therese, die jüngere Schwester Amaliens, eine heftige Neigung ein. Er fand jedoch bei dem erst sechszehnjährigen Mädchen eine entschiedene Abweisung. Auch an dieser Liebe krankte Heine lange Zeit; sie hat ihn jedoch eben so wenig wie seine erste abhalten können, in den Armen „gutmüthiger Mädchen" Trost zu suchen.

Von Hamburg aus wandte er sich am 22. Juli nach Cuxhaven, um gegen seine wachsende Nervosität Seebäder zu gebrauchen. Der Onkel schenkte ihm dafür zehn Louisd'or, während der flotte Neffe während eines sechswöchentlichen Aufenthalts dreißig verbrauchte. In Cuxhaven, wo er indessen nur geringe Milderung fand, genoß er zum ersten Mal den Anblick des Meeres, der ihn völlig begeisterte. Er dichtete hier einige seiner schönsten Lieder. Von Cuxhaven zurückgekehrt, brachte er drei Wochen auf dem Landgut seines Onkels zu. Während dieser Zeit gelangte sein neues Liebesdrama zum jähen Abschluß. Im September reiste er nach Lüneburg zurück und lebte in den folgenden vier Monaten ganz seinen litterarischen Arbeiten und juristischen Studien.

Am 19. Januar 1824 reiste er nach Göttingen ab, wo er am 30. immatriculirt wurde. Wieder beginnen seine Klagen über die Oede und Langweiligkeit des Universitätslebens, welche durch die Hingabe an studentische Zerstreuungen nur selten unterbrochen wurde. Dem Studium widmete er sich gewiß nicht übermäßig. Weil er Besseres nicht zu thun fand, wohnte er häufig Duellen bei, die ihm mehr Spaß machten, „als das seichte Gewäsch der alten und jungen Docenten“. Später ertönt noch häufig, besonders in der „Harzreise“, sein Groll über den „engen, trockenen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta“.

Die Oster-Ferien 1824 brachte Heine bei seinen Freunden in Berlin zu. Vor seiner Abreise bat der vorsichtige Mann aber seinen Freund Moser, er möge doch aus dem Musen-Almanach für 1823, falls er ihn verleihe, das Heine'sche Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott,“ entfernen, in welchem er den Berlinern eine Ohrfeige gegeben hatte. Als „brillante Visitenkarte“ aber, wie Strodtmann sich sehr hübsch ausdrückt, gab er vorher im „Gesellschafter“ dreißig Gedichte aus dem später erschienenen Lieder-Cyklus „Die Heimkehr“ ab, welche allerdings auch dem Ungläubigsten seine hohe Begabung klar machen mußten.

Angeregt und schaffensfreudig kehrte er zurück. Die rege Beschäftigung mit der Judenfrage brachte ihn auf den Gedanken, die Leiden seiner Glaubensgenossen in einem großen Roman dichterisch zu verherrlichen. Er sollte den Titel führen: „Der Rabbi von Bacharach.“ Mit Feuereifer warf er sich auf die Vorstudien und suchte sich mit der jüdischen Geschichte gründlich bekannt zu machen. Die Lectüre der einschlägigen Werke steigerte seinen Haß gegen das Christenthum und gab ihm in einem Briefe an Moser das Gedicht: „An Edom“ ein.

Auch eine Fausttragödie nahm er in Angriff, die indessen eben so wenig wie der „Rabbi von Bacharach“ zur Vollendung gelangt ist.

In den Herbst-Ferien machte er eine genußreiche Reise durch den Harz, sowie nach Eisenach und Weimar, welche ihn zu seinem ersten

bedeutenden Prosawerke anregte. Natürlich kam ihm auch der Gedanke, sich Göthe vorzustellen, welchem er bereits früher als Bruder in Apoll seine Gedichte gesandt hatte. Ueber die Begegnung hat er sich in widersprechender Darstellung ausgelassen, jedenfalls bot sie für seine Eitelkeit keine erfreulichen Momente.

Sofort nach seiner Rückkehr begann er seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise durch den Harz auszuarbeiten. Ende November war das Manuscript fertig, das er im April und Mai 1825 sorgfältig überarbeitete.

Gleichzeitig traf er die Vorbereitungen zum Uebertritt. Die Frage, welchem christlichen Bekenntniß er sich zuwenden solle, kam jedenfalls nicht ernsthaft zur Verhandlung, da die beiden Städte, welche er als zukünftige Aufenthaltsorte in's Auge gefaßt hatte, Berlin und Hamburg, eine protestantische Bevölkerung hatten. So wandte er sich dem Protestantismus zu und ward am 25. Juni 1825 zu Heiligenstadt vom dortigen Pfarrer Grimm getauft.

Die Taufe war für Heine lediglich die Lösung eines Eintrittsbillets für die christliche Gesellschaft (VII, 407); er legte, um einen Ausdruck Achim v. Arnim's zu gebrauchen, das Christenthum wie eine neue „Liverei" an. Aber er unterzog sich der heiligen Handlung nicht etwa mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der über äußere Formen erhaben ist, sondern mit dem ingrimmigsten Haß gegen das Christenthum, in dessen Gemeinschaft er aufgenommen werden wollte. Dem Pfarrer gegenüber spielte er die Rolle eines heilsbegierigen Proselyten, so daß derselbe in sein Protokollbuch eintragen konnte [1]): „Die Antworten Heine's zeugten von eingehendem Nachdenken über den Inhalt und das Wesen der christlichen Religion, seine Fragen von scharfem Geiste; überhaupt nahm er die vorgetragene Lehre nicht einfach gläubig hin — er wollte überzeugt sein, und der Glaubenswechsel war ihm nicht ein bloßer Wechsel einer äußern Form, erschien vielmehr als das Resultat einer aus dem Innern dringenden Nothwendigkeit. Wir (Grimm und der Taufpathe) haben bei der Unterredung übereinstimmend die Ansicht gewonnen, daß Heine mit voller Ueberzeugung Christ geworden ist, und ich bin heute noch der festen Ansicht, daß sein späterer Skepticismus in Glaubenssachen nur auf der Oberfläche lag und er im innersten Herzen den Glauben an Gott nicht verloren hat. Ich habe vor der Taufe tief in sein Innerstes geblickt, und er hat uns sein ganzes Denken und Fühlen bloßgelegt, ein Mensch aber, der so denkt und fühlt, kann meiner innersten Ueberzeugung nach den Glauben an Gott nie ganz verlieren."

---

[1]) Gartenlaube 1877, S. 19.

Hätte der gute Pfarrer nur gewußt, was sein Täufling im October 1825 an Moser schrieb: „Da 'mal von Büchern die Rede ist, so empfehle ich dir Golowin's Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, daß die Japaner das civilisirteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen, das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist, als eben das Christenthum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so verhaßt, wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden." Das schrieb er ein Vierteljahr nach seinem Uebertritt! Am 14. December äußert er demselben Freunde gegenüber: „Ich versichere dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben."

Der Conversion folgte nun endlich auch das Examen, welches dem guten Salomon Heine so viel Geld gekostet hatte. Heine wollte „aus der Waagschale der Themis sein Brod essen und nicht aus der Gnadenschüssel seines Onkels" (an Moser, 2. Februar 1824). Eine andere Frage ist, ob ihm die Gnadenschüssel so unangenehm gewesen wäre, hätte sein Onkel ihm nicht entschieden geboten, sich auf eigene Füße zu stellen. Am 20. Juli 1825 promovirte Heine und erreichte den dritten Grad.

Zweiter Abschnitt.

Der Verfasser der „Reisebilder".

(1826—1831.)

I.

Der erste Band. 1826.

Nach so großen Anstrengungen hatte Heine, der durch sein Kopfleiden noch immer empfindlich belästigt wurde, eine neue Erholung nöthig. Onkel Salomon bewilligte ihm für eine neue Badereise fünfzig Louisd'or, mit welchen Heine allerdings nicht auskam. Er ging nach Norderney, wo er einige Besserung fand, genoß in vollen Zügen die köstliche Luft und kreuzte tagelang auf der See, deren Herrlichkeit er schönheitsdurstig in sich aufnahm. Hier entwarf er den ersten Cyclus seiner farbenprächtigen Nordseebilder, welche sich zu seinen ersten Gedichten verhalten wie die Virtuosität des ausgebildeten Sängers zu den schüchternen Versuchen eines begabten Anfängers.

Ende September kehrte er nach Lüneburg zurück, wo er die Beschreibung seiner Harzreise zum zweiten Male überarbeitete. Anfang November zog er wieder in die alte Hansestadt ein, um in der „Wiege seiner Leiden“ Advocatenpraxis zu erwerben und von neuem um die Gunst seiner schönen Cousine zu kämpfen. Aber die soliden Hamburger konnten zu einem jungen Advocaten, der eine so brodlose Kunst wie Versemachen betrieb, kein rechtes Zutrauen gewinnen, und die Schwester Amaliens zeigte keine Neigung, die litterarische Gloriole ihres Vetters mit ihren Millionen zu vergolden. Andere Unannehmlichkeiten, völliges Zerwürfniß mit Schwager und Schwester, wie mit vielen Hamburger Juden, denen die Berliner Reformbestrebungen ein Greuel waren, neue Gewitterwolken auf der Stirne Onkel Salomon's, hervorgerufen durch angeblich verleumderische Berichte über Heine's Lebensweise (an Moser, 24. Februar 1826) verbitterten ihn vollends. Der Dichter und sein Biograph Strodtmann ereifern sich über diese „Verleumdungen“ ohne Grund; gesteht doch Letzterer selbst ein [1]): „Die »Memoiren des Herrn von Schnabelewopski« und ein gewisses Capitel des »Wintermärchens« erzählen uns zur Genüge, in welcher lockern Gesellschaft Heinrich Heine seine Tage und Nächte verlebte.“ Salomon hatte gewiß nicht Tausende von Thalern für seinen Neffen geopfert, damit dieser sein Advocatenbureau im Hamburger Apollosaale eröffne.

Im November sandte Heine seine Harzreise, welche bereits eine vergebliche Wanderung gemacht hatte, an Gubitz, der das Werkchen Anfang des nächsten Jahres im „Gesellschafter“ veröffentlichte. Als Heine aber seine Abdrücke empfing, fand er zu seinem Entsetzen, daß die Censur den Text unbarmherzig verstümmelt hatte. Er entschloß sich zu einer sofortigen Buchausgabe, griff zum vierten Male zum Polirstahl und gewann bald in Julius Campe in Hamburg einen rührigen Verleger, der ihm für die „Harzreise“, die 88 Lieder der „Heimkehr“, die erste Abtheilung der „Nordseebilder“ und fünf andere Gedichte ein für allemal fünfzig Louisd'or bezahlte. Das Ganze wurde als „Reisebilder“ Band I bezeichnet und erschien im Mai 1826.

Als Heine die Harzreise ausarbeitete, suchte er natürlich nur nach einer bequemen Form, um ein möglichst großes, pikantes Sammelsurium von dichterisch ausgemalten Bildern aus Natur und Leben, Gedanken über Gott und Welt und witzige Einfälle aller Art unterzubringen, wie es vor ihm Sterne in seiner „Empfindsamen Reise“, Thümmel in seiner scandalösen „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ und Andere gethan. Die „Harzreise“ sollte, wie er selbst an Moser schreibt

[1]) I, S. 424.

(25. October 1824 und 11. Januar 1825), ein zusammengewürfeltes Lappenwerk von edeln Gefühlen und Gemüthskehricht werden; mit guter Berechnung des Geschmacks der großen Masse hat er indessen einen Delicatessenladen für litterarische Feinschmecker daraus gemacht. Seine Sprache war häufig bitter und der Ausdruck eines verneinenden Geistes, aber er sagte die schlimmsten Dinge mit der liebenswürdigsten Miene und ließ seinen radicalen Ansichten stets ein unschuldiges Lächeln folgen. Eine solche Kühnheit mußte in einer Zeit, in welcher es in der Litteratur und auch sonst stark nach Theewasser duftete, in Erstaunen setzen; heute hat der polemische Theil von Heine's Harzreise nichts Auffallendes mehr, uns kommt heute manches kindisch vor, was damals vielleicht selbst bei freien Geistern zündete; heute finden wir „politisches Geschwätz leerster Art“[1]) in Ausführungen, welche damals vielleicht Viele entzückten. Nur von diesem Standpunkte aus kann Treitschke[2]) sagen, daß in dem dumpfen und gedrückten Leben dieser Tage die „Harzreise“ fast wie eine befreiende That erschienen sei.

Was sagt der Dichter denn eigentlich Großes? Er wirft allerdings um, aber er baut nicht auf. Er hat das Herz auf der linken, d. h. der „liberalen Seite“; er freut sich augenscheinlich der „bedeutungsschweren Zeit“, in welcher er lebt, wo „tausendjährige Dome abgebrochen und Kaiserstühle in die Rumpelkammer geworfen“ werden (III S. 36); er nennt die Ahnen des heutigen Adels „privilegirte Raubvögel“ (III, S. 512, eine Stelle, die er später strich); die Statuen der deutschen Kaiser in Goslar vergleicht er mit „gebratenen Universitäts-Pedellen“ (III, S. 35); er deutet in einer höchst ergötzlichen Weise die politische Symbolik des Ballets (III, 60); er singt mit Begeisterung Arndt's schönes Lied von dem Gotte, der Eisen wachsen läßt und keine Knechte haben will, erwärmt sich gleichzeitig für die deutsche Unterthanentreue und erklärt den Fürsten, „daß sie sich irrten, wenn sie meinten, der alte treue Hund sei plötzlich toll geworden“ (III, S. 31).

Das ist die politische Weisheit Heine's in einer Zeit, wo Friedrich Wilhelm III. sein Versprechen, eine Volksvertretung einzuführen, nicht erfüllen zu müssen glaubte; wo Metternich durch den Bundestag freiheitsfeindliche Maßregeln erließ, wo die preußische Polizei überall Demagogen witterte und die Gefängnisse füllte. Er hätte vieles sagen können, ohne in einem zu Hamburg erscheinenden Buche die Censur fürchten zu müssen; er sagte nichts mehr, weil es ihm noch nicht genügend am Herzen lag.

Dagegen sprach er sich in religiösen Dingen weit bestimmter aus; in jener Zeit durfte man ja, wie vielfach auch in unsern Tagen, gegen den

[1]) Scherer S. 664. — [2]) III. S. 712.

Herrscher aller Herrscher sich mehr erlauben, als gegen die Majestäten auf Erden. Er spöttelt über die hl. Dreieinigkeit (III, S. 27), spricht über die Mutter Gottes (III, S. 511) eine — später weggelassene — gemeine Blasphemie; er freut sich, daß die Rationalisten den alten Kirchenschutt wegräumen, worunter so viele Schlangen und böse Dünste" (III, S. 515; später ebenfalls weggelassen).

In der politischen und religiösen Polemik liegt aber die Bedeutung der Heine'schen Harzreise nicht, wenn seine Bewunderer es uns auch glauben machen wollen; sie liegt in dem frischen, frohen Kampfruf, den er, wie wir sehen werden von Brentano angeregt, gleich den Romantikern, aller Philistrosität entgegenschleudert. Ueberall sieht er Engherzigkeit, Nüchternheit und Dummheit, am meisten an den deutschen Universitäten. Mit Vorliebe bringt er den Gegensatz zwischen einem frei und dichterisch empfindenden Geiste, der er selbst ist, und der sich allenthalben aufdrängenden platten Alltäglichkeit zum Ausdruck, überall flieht er aus der Armseligkeit des wirklichen Lebens, wo er keine Herzen gefunden, in die Arme der Natur. Aus dem Pandektenstall, wo römische Casuisten ihm den Geist mit grauen Spinnweben überzogen, will er auf die Berge steigen, wo die freien Lüfte wehen.

Gleich im Anfang hält er mit Göttingen, seinen Professoren und Philistern blutige Abrechnung[1]), und die dort vorgetragene Rechtswissenschaft verhöhnt er prächtig in dem bekannten ersten Traumbilde der Harzreise (III, S. 21). Noch schärfer rückt er der Philistrosität auf den Leib, welche im bürgerlichen Kleide und namentlich bei Handlungsbeflissenen sich breit macht. Er hat das Unglück, ihr oft und in den verschiedensten Gestalten zu begegnen.

Ebenso wendet sich seine Satire gegen die Deutschthümelei jener Tage und die in der Poesie herrschende Rührseligkeit (in der er selbst machte!). Die Schilderung der Scene im Brockenhause, wo die beiden sentimentalen Jünglinge mit sehnsüchtig ausgebreiteten Armen vor dem offenen Kleiderschranke stehen, den sie für ein Fenster halten, und die Nacht mit einem herzzerreißenden Hymnus ansingen; wo der Eine eine gelbléderne Hose für den Mond hält und in Ossian'scher Nebellyrik seiner weinseligen Stimmung Luft macht, ist so vortrefflich, daß man den geschmacklosen Schluß derselben vergißt (III, S. 64).

Aber oft genug haut der Satyriker mit seinem Schwert daneben und geräth selbst in eine lächerliche Stellung. Neben gut pointirtem

[1]) Die Anfangsworte: „Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität" findet Bölsche klassisch. Das mögen sie sein, ganz original aber sind sie nicht, denn Byron sagt im Don Juan (Canto I) ähnlich von Sevilla: famous for oranges and women.

Witze und feiner Ironie begegnen wir albernen Wortspielen und nichtssagenden Redensarten. Ihm ergeht es wie Römer in Brentano's „Godwi": er witzelt immer und muß deswegen manchmal treffen.

Völlig erfreulich in der „Harzreise" sind die stimmungsvoll entworfenen Naturbilder und das, was Heine selbst „Gemüthskehricht" nennt. Er handelt genau nach dem Recepte Jean Paul's, welches er in den „Briefen aus Berlin" (VII, S. 596) folgendermaßen charakterisirt: „Ein Jean Paul'scher Roman fängt höchst barock und burlesk an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die mit all' ihrer stillen duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines excentrischen Humors." Solche Palmeninseln, auf welche der auf den Wogen des Heine'schen Capriccios umhergeworfene Leser gern sich rettet, sind die Naturschilderungen. Im lyrischen Intermezzo gab er nur kleine Ausschnitte aus dem großen Gemälde der Natur, während er in der „Harzreise" das Bild selbst entrollt mit der grünenden Erde, welche der blaue Himmel umarmt. Das ist die echt romantische Naturbegeisterung, welche am meisten in Brentano und Eichendorff glühte, die ihr in „Godwi" und „Ahnung und Gegenwart" bereits Ausdruck gegeben hatten. Aber Heine übertrifft sie Beide. Und im „Gemüthskehricht" übertrifft er Jean Paul, weil er nicht so oft wie dieser die im Leser hervorgerufene Stimmung jäh durchschneidet, sondern sie sanft austönen läßt. Dabei ist er klug genug, die beiden wichtigen Ingredienzien seiner Darstellungsweise dem Gericht nur sparsam zuzumessen, um nicht Ueberdruß hervorzurufen.

Heine verfügt in der „Harzreise" über eine stilistische Meisterschaft, welche uns nach seinen ersten prosaischen Darstellungen in Erstaunen setzen muß. Der ununterbrochene Fluß der Darstellung, die beständige Abwechselung von Witz, Satire und Begeisterung fesselt uns unwiderstehlich, das frische Leben, die volle Farbengebung reizen und erquicken uns. Der Tonfall der manchmal langen Perioden scheint mit dem Ohr versucht zu sein; leicht beginnt der Satz, er hebt sich in der Mitte und tönt voll aus. Mit großer Vorliebe verwendet der Dichter farbige Eigenschaftswörter, welche allerdings oft das Maß des Erlaubten überschreiten, wenn sie den vierten oder fünften Theil des ganzen Satzes einnehmen.

Der Heine'sche Witz ist das Kind eindringenden Verstandes und einer scharfen Beobachtungsgabe. Er erspäht die Achillesferse seines Gegners, und unversehens fügt er ihm eine schwere Wunde zu; keine Eigenthümlichkeit, welche zum Schaden der betreffenden Person aus-

gedeutet werden könnte, entgeht ihm. Treffende Vergleiche und Bilder strömen ihm dabei ungezwungen zu; er ist Meister in der Auswahl packender Bezeichnungen und das Ganze hell beleuchtender Eigenschaftswörter, sowie in der witzigen Momentaufnahme. Nur weniger Züge bedarf er, um uns eine Gestalt mit verblüffender Anschaulichkeit vor Augen zu führen. Mit den Gegensätzen spielt er mit vollendeter Virtuosität; auch das Feindlichste weiß er zu einer Vereinigung zu zwingen, welche ein witziges Aeußere zeigt.

In dem allen erkennen wir deutlich den Einfluß einiger hochbegabter Dichter, von denen Heine auch sonst gelernt hat. Die Haltung des Ganzen ist sichtbar beeinflußt durch Clemens Brentano's Abhandlung über die Philister und Hoffmann's Märchen „Der goldene Topf"; im Einzelnen läßt sich auch der Einfluß Jean Paul's nachweisen. Die „Harzreise" ist eigentlich die in Scene gesetzte Abhandlung Brentano's. Letzterer zergliedert den Philister; Heine führt ihn in mehrern Exemplaren leibhaftig vor. Brentano's Philister ist fest überzeugt, daß nüchterner Speichel etwas sehr Heilkräftiges sei; Heine zeigt uns einen philisterhaften Bürger, der sich ebenfalls mit nüchternem Speichel curirt (III, S. 43); Brentano vergleicht seinen Philister mit einem „ertrunkenen Leichnam"; Heine sagt von dem Seinigen, er sehe aus, als habe er die „Viehseuche erfunden"; Brentano's Philister geht mit „weißer Nachtmütze" und „Flanelljacke" zu Bett; dasselbe thut bei Heine der philiströse Kaufmann (III, S. 65). Die Ansichten, welche Brentano's Philister über das Wesen der Schönheit in der uns umgebenden Natur preisgibt, finden wir in ähnlicher Plattheit bei Heine wieder. Wie Brentano, verwendet auch Heine die Namen berühmter Zeitgenossen in witziger Anordnung; wie dieser, gibt er humoristische Ableitungen der Gegenwart von der Vergangenheit (vergl. Heine's Ableitung der Burschenschaften mit Brentano's Creti und Plethi). Der ganze Ton der „Harzreise" aber findet seinen Vorgänger in Brentano's „Godwi". Wie sehr Heine im Stile Brentano's schrieb, zeigt folgende Probe aus dem Briefe Römer's an Godwi (I, S. 84 u. f.): „Ich konnte nirgends unterkommen, als im goldenen H. Nicht einmal eine Stube für mich allein konnte ich haben und mußte, da ich zu Bette ging, das Gespräch zweier mit mir einquartirten Studenten hören. Der Eine von H. kam sehr zerstört und traurig nach Hause, und schrieb seinen Kummer in das Freudendebet eines unglücklichen Frauenzimmers, deren Bilanz er heute gezogen und ein großes Deficit gefunden habe. Der Andere, ein ziemlich trockener Geselle von F., wollte den Kummer gar in keine Rechnung gebracht wissen, und ärgerte den Ersten durch seinen Trost, F. behaupte, alles läge im Capital-Conto des Ichs, fast bis zu Thränen. Ich reiste

vor Tagesanbruch ab und konnte dennoch den hebräischen Morgengebeten der polnischen Juden nicht entgehen; sie verderben mir den Gesang der Nachtigallenlieder, die mir durch die Stadt nachhallten. . . . Ich rollte durch die schönen breiten Straßen; ein kalter todter Wind strich mir um jede Ecke entgegen, alles, was ich sah, waren Leute, die durch Gehorsam gerade, und Leute, die durch Stolz krumm gehen gelernt hatten, Soldaten und Höflinge.“ Wer weitere Muster wünscht, auch für die ernste Seite, der vergleiche folgende Stellen aus „Godwi“ mit ähnlichen bei Heine (2 S. 135): „Die Sonne stieg leise hinter dem Gesichtskreise empor und küßte die Scheidethränen der Nacht von den Blumen. Sie drang aus sich selbst empor, wie die Gluth der Leidenschaft, und das Leben erwachte in steigendem Glanze, während die unbestimmte Trauer im Schleier des Nebels feierlich und verheißend in die Erde stieg. So werden die Seufzer der trauernden Wittwe Seufzer der Liebe, und der Kranz schwebender Lichter blühet in Irrlichtern und Feuerwürmchen über Gräbern und Blumen.“

Hoffmann's Märchen „Der goldene Topf“ hat ebenfalls auf Heine eingewirkt. Auch der Student Anselmus stößt jeden Augenblick mit der prosaischen Alltäglichkeit zusammen und wird dann unsanft aus seinen Phantasieen in die Wirklichkeit zurückgerufen. Der Conrector Paulmann ist just so ein Philister, wie Heine ihn oft zeichnet. Die brillant geschilderten Träume, welche Heine uns ausmalt, weisen auf die tollen Phantasieen des Anselmus zurück. Die vortreffliche Kneipscene im Brockenwirthshaus dürfte durch die ähnliche Scene im „Goldenen Topf“, besonders aber durch die in den „Elixieren des Teufels“ (Werke, Bd. VI, S. 143, Ausgabe von 1872) veranlaßt worden sein.

Auch in den Naturschilderungen erkennt man den Einfluß des tollen Romantikers. Unzweifelhaft schwebte Heine folgender Erguß seines talentvollen Vorgängers in „Der goldene Topf“ vor: „Glühende Hyacinthen und Tulipanen und Rosen erheben ihre schönen Häupter, und ihre Düfte rufen in gar lieblichen Lauten dem Glücklichen zu: wandele, wandele unter uns, Geliebter, der du uns verstehst, unser Duft ist die Sehnsucht der Liebe . . . . Der Duft ist die Sehnsucht, aber Feuer das Verlangen,“ als er schrieb: „Die Blumen im Garten unter meinem Fenster dufteten stärker. Düfte sind die Gefühle der Blumen usw.“ (III, S. 39).

An Jean Paul und Brentano zugleich erinnern manche Eigenthümlichkeiten der Darstellung. Wie sie, liebte auch Heine — Anklänge daran finden sich schon in den „Berliner Briefen“ — humoristisch gefärbte Bilder, um eine Person kurz zu kennzeichnen. Dabei werden körperliche Eigenschaften und Zustände in kecker Zusammenstellung auf das Geistige

bezogen und umgekehrt. Man sehe sich die Schilderung der beiden Damen an, die Heine in der Wirthshausscene von Nordheim trifft (III, S. 20). Das ist die Art Witz, von welcher Jean Paul sagt: „Der Witz ist wie ein Pfarrer; er copulirt zwei entfernte Vorstellungen, am liebsten solche, gegen deren Vereinigung alle Verwandten sind.“ Sehen wir, ob Heine von Jean Paul gelernt hat.

Jean Paul spricht in den „Flegeljahren“ von einem „Wüstengesicht“; Heine gebraucht „Quadratmeilen-“ und „Manufacturwaaren-Gesicht“; im „Titan“ nennt Jean Paul einen Prinzen „ein lebendiges Successionspulver“, Heine bezeichnet einen ihm widerlichen Menschen als „langes Brechpulver“; einen armseligen Menschen nennt Jean Paul in den „Flegeljahren“ eine „abgepflückte, winterlich kalte Gestalt,“ Heine redet von einem „abgetragenen Mann“ und von einem „frierend kalten Gesicht“. Wie Jean Paul von „mokanten Mädchengestalten“ redet, so Heine von „ernsthaften Bärten“ usw. Die Manier ist also dieselbe.

Ganz ähnlich nennt Brentano den Philister „umwandelnden Leichenbitterstock“ oder „transcendentalen Theeaufguß“ und charakterisirt dessen Seele als einen „gefrorenen Schlafrock“. Jn „Godwi“ spricht er von „freudigen Hüften“. Bei Heine trägt Ascher einen „transcendentalgrauen Leibrock“ und hat „abstracte Beine“ ꝛc.

Zu der schönen Charakteristik des deutschen Volksmärchens endlich ward Heine durch die Vorrede zu Grimm's „Haus- und Kindermärchen“ angeregt; sie ist eine ausgezeichnete dichterische Umschreibung eines von den beiden Forschern hingeworfenen Gedankens.

Die im ersten Bande der „Reisebilder“ enthaltenen 88 Lieder der „Heimkehr“ sind in neuester Zeit Gegenstand ernster Untersuchungen geworden. Seuffert[1]) kommt zu dem Ergebniß, daß das Büchlein nicht einen Liebesroman, sondern zwei hohe, zwei niedere und mehrere flüchtige Verhältnisse erzähle; Amalia Heine gelten eine, Therese gelten zwei Gruppen. Das ist unbestreitbar richtig; die Abschnitte sind deutlich zu erkennen — für den wißbegierigen Leser sei hier bemerkt, daß gleich hinter dem häßlichen Gedicht von König Wiswamitra (Nr. 45) die Ankündigung eines neuen Liebesfrühlings erfolgt — und erwecken Zweifel, ob ein Mann, der einem Cyclus der schönsten und reinsten Lieder die Mißgeburten einer ungezügelten Sinnlichkeit einverleiben konnte, einer tiefen Neigung fähig war.

Er beginnt mit der Versicherung, daß er nur singe, um sich von seinem Leid zu befreien (1). Die Geliebte ist ihm die Loreley, die ihn in's Verderben brachte (2). Am liebsten wäre es ihm, wenn die Schild-

[1]) Vierteljahrsschrift für deutsche Litteraturgeschichte III (1890), S. 601.

ihm, den selbst die Drossel um die Ursache seiner Thränen fragt (4), Kugel durch die Brust jagte (3). Diesen vier Gedichten folgt ein Genre- aus einem Jägerhause (5). Dem Dichter liegt indessen sehr daran, ...nfte Stimmung der Einleitung zu zerstören: er hat von den Eltern seiner vermählten Geliebten gehört, daß sie in Wochen gekommen sei. Er gratulirt höflich und versenkt sich dann in die Augen des Schwesterchens, die ganz den Ausdruck Jener haben, die ihn so elend gemacht (6).

Wie um sich an der ungetreuen Geliebten zu rächen, erzählt er nunmehr ein Liebesabenteuer, das er mit einem Fischermädchen am Meere erlebte. Sie sieht den „fremden blassen Mann" mit ihren schwarzbraunen Augen an und fragt, was ihm fehle. In edeler Bescheidenheit antwortet er mit den berühmt gewordenen Worten: „Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land; nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt" (13). Das rührt ihr Herz, so daß er in dem reizenden Gedichte: „Du schönes Fischermädchen", sie bitten darf, ihm Vertrauen zu schenken (8). Und sie vertraut ihm, er ruht in ihren Armen (9); aber Wehmuth preßt ihr Thränen in die Augen und er küßt die fallenden von ihrer weißen Hand; seit jener Stunde zehrt sich sein Leib und seine Seele stirbt vor Sehnen. Mit lächerlichem Pathos fügt er hinzu: „Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit seinen Zähren" (14). Im nächsten Gedicht aber erzählt er prahlerisch von drei schönen Fräulein auf seinem Schloß, die ihn heiß lieben und küssen (15)!

Die folgenden zwölf Gedichte sind wieder der Erinnerung an Amalia Heine gewidmet und bilden eine innerlich verbundene hochbedeutende Gruppe von Liedern. Er sieht die Stadt, wo er das Liebste verlor, von ferne (16), er tritt durch ihre Thore (17), wandelt durch die alten, wohlbekannten Gassen, bis zu seiner Liebsten Haus (18) und besucht jene Hallen, wo sie ihm Treue versprochen (19). Er glaubt sich zu sehen, wie er vor ihrem Fenster schmerzlich in die Höhe starrt (20). Er fragt, wie sie ruhig schlafen könne, da er noch lebe, droht ihr mit der Sage vom todten Knaben, der die Geliebte Nachts zu sich in's Grab geholt (21) und malt ihr diese schauerige Entführung in den grellen Farben der „Traumbilder" aus (22). Dann erscheint sie ihm im Traume, und Beide weinen (23). Er nennt sich einen Atlas, er trägt eine Welt von Schmerzen (24), aber er läßt nie von seiner Liebe, nur einmal noch möcht' er vor ihr niedersinken und sterbend ausrufen: „Madam, ich liebe Sie!" (25). Wieder träumt er, daß er zur Stadt komme, in welcher Liebchen wohnt. Sie liegt blaß und verhärmt im Fenster, während er die Steine der Treppe küßt (26). Er schließt die Gruppe mit

einigen Phrasen über seine Thränen und seine Liebe, die wie eitel Hauch zerfloß (27).

Es folgt eine Reihe vermischter Gedichte: Genrebilder (28, 29, 38, 41), Erinnerungen an die Vergangenheit (30, 31, 33, 40), ironische Gedichte verschiedenen Inhalts (32, 33, 34, 35, 36, 39, 42, 44), welche durch den „König Wiswamitra" (45) einen rohen Abschluß finden.

Die weitern Lieder (46—63) sind, bis auf eines, einer neuen reinen Liebe gewidmet. Er vergleicht die Geliebte einer Blume, so hold und schön und rein ist sie (47). Es wäre ihr Verderben, wenn sie ihn liebte, aber es gelingt ihm, ihr Herz zu erobern (48). Er denkt stets an sie, an ihre süßen, klaren Augen (50, 51), er träumt von ihr (49), er betet zu ihr (52). Aber trotz aller Liebe, deren er sich nicht mehr fähig glaubt, wagt er nicht, um Liebe zu bitten; er kann nur küssen und scherzen und spräche vielleicht ein höhnisches Wort, während er stirbt vor Verlangen (53). Sie theilt seine Liebe indessen nicht, obgleich er es anfangs glaubte (55); sie sieht nicht, wie sein Herz verblutet (60), sie hat ihn zu Grunde gerichtet (62), und er kommt zu der Erkenntniß, daß Derjenige, der zum zweiten Male glücklos liebt, ein Narr ist (63).

Nach drei belanglosen Gedichten hält er es für die höchste Zeit, die „Kirmesluft" durch ein Tractament mit „Schemelbeinen" zu erhöhen. Er hat die platonische Liebe besungen, nun will er den „Kastraten" neuen Anlaß zu Zetergeschrei geben (Nr. 79). Auf den Thron der spröden Geliebten setzt er die Dirne und legt ihr ein Dutzend unzweideutiger Gedichte zu Füßen. Die Mahnung: „Blamier' mich nicht, mein liebes Kind," kennzeichnet zur Genüge das Gewerbe seines Liebchens, das er mit blauen Husaren zu theilen hat. Bölsche[1]), der den Einfall hatte, Heine's gemeine Erotik zum Bestandtheil einer neuen ästhetischen Weltanschauung hinaufzuschrauben, hält die beiden Husarenlieder (Nr. 73, 74), „was Form und Stimmung angeht", für das „bewunderungswürdigste Erzeugniß der Heine'schen Poesie in dem ganzen Cyclus der »Heimkehr«." Wir sind über die Epoche des moralischen Erschreckens noch nicht hinaus[2]) und kümmern uns in der That um „nüchterne Anstandsfragen"[3]). Mit der dichterischen Freiheit, seiner Geliebten Straßendirnen an die Seite zu stellen, hat Heine freilich Schule gemacht. Heine hat übrigens später im „Buch der Lieder", getrieben durch die Opposition des Publicums und der Presse, die stärksten dieser Gedichte weggelassen.

Nach dem Hexensabbath der Sinnlichkeit läßt Heine die „Heimkehr" in sanften Worten austönen und schließt mit der Versicherung, daß dies Büchlein die Urne für die Asche seiner Liebe sei.

[1]) S. 77. — [2]) S. 10. — [3]) S. 47.

Die erste Gruppe der Lieder zeigt gegen das „lyrische Intermezzo" einen Fortschritt. Die Rührseligkeit hat nicht mehr eine so große Gewalt über den Dichter, er weint und träumt nicht mehr so viel. Mit der Beseelung der Natur hat er fast gebrochen; an Stelle der liebeduftenden Blumen und flüsternden Vöglein ist eine kräftige Empfindung für die Schönheiten der Natur getreten, welche er groß auffaßt und in prächtigen, fein gezeichneten Bildern wiederzugeben weiß. In vielen Gedichten ist ein reines Gefühl harmonisch zum Ausdruck gebracht. Ein kleines Meisterwerk ist in dieser Hinsicht das Gedicht: „Mein Herz, mein Herz ist traurig, doch lustig leuchtet der Mai" (3). In glänzender Kleinmalerei zeigt er den Gegensatz zwischen seiner gedrückten Gemüthsstimmung und der heitern Umgebung, bis die letzte Zeile mit einer überraschenden, aber völlig motivirten Wendung an die Eingangszeile anknüpft. Mit gleicher Meisterschaft bringt er in den schönen Gedichten: „Am fernen Horizonte" (16), „Nacht liegt auf den fremden Wegen (86), „Wie der Mond sich leuchtend drängt" (40), Natur und Gemüth in Einklang, während „Dämmernd liegt der Sommerabend" (85), als reines Naturbild seines Gleichen sucht.

In andern Gedichten wendet er sich an die Geliebte selbst. Ergreifend ist, wie er ihr, die ein bekümmertes elendes Weib geworden, im Traume begegnet und für sie nebst ihren beiden Kindern die Pflege übernimmt (41); reizend in ihrer einfachen, warmen Empfindung muthen uns „Du schönes Fischermädchen" (8), „Du bist wie eine Blume" (47) an. Tief innig ist eine Reihe melancholisch angehauchter Liebesgedichte; ich nenne nur: „Still ist die Nacht" (20), „Ich stand in dunklen Träumen" (23), „Was will die einsame Thräne" (27), „Wenn ich auf dem Lager liege" (49) und vor allen das schöne: „Der Tod, das ist die kühle Nacht" (87).

Andere hat die frivole Manier, die harmonische Stimmung durch einen ihn selbst verhöhnenden Schluß zu zerstören, verdorben:

> Nur einmal noch möcht ich dich sehen,
> Und sinken vor dir auf's Kniee,
> Und sterbend zu dir sprechen:

Aber die letzte Zeile bringt das Lachen des Mephistofeles:

> Madame, ich liebe Sie! (25)

Aber er geht noch weiter. In mehrern, augenscheinlich planvoll eingeschobenen Gedichten von jedesmal zwei Strophen hält er sich selbst ob seiner Liebesthorheit Predigten. Er macht sich über sich selbst lustig, daß er, doch sonst „kein Esel" in solchen Dingen, noch nicht wisse, wie er mit der Geliebten daran sei (32); er benutzt die indische Sage von der göttlichen Kuh des Wasischta, um den König Wiswamittra — d. i.

den Liebenden, Heine — einen Ochsen zu nennen, weil er so viel thut, um eine Kuh — d. i. die Geliebte — in seinen Besitz zu bringen (45) usw.

In noch andern Gedichten endlich tritt rührselige Uebertreibung und eitele Selbstbespiegelung hervor, z. B. in den Gedichten: „Der Abend kommt gezogen“ (12), „Wenn ich an deinem Hause“ (13), „Das Meer erglänzte weit hinaus“ (14), „Ich unglücksel'ger Atlas“ (24).

Von den Liebesliedern wenden wir uns zu den vermischten Gedichten der „Heimkehr“, den Genrebildern, Balladen und Naturschilderungen. Von den erstern muthen einige uns an wie dichterische Beschreibungen von Gemälden, denn wie diese geben sie nur eine Situation, keine fortschreitende Handlung. So schildert er das Interieur eines Jägerhauses (5), wo die blinde Großmutter wie ein Steinbild sitzt, der rothköpfige Förstersohn wüthend auf und abgeht, während die schöne Spinnerin mit ihren Thränen den Flachs netzt; sowie eines protestantischen Pfarrhauses mit Mutter, Sohn und Töchtern (28); die eine Tochter beklagt sich über Langeweile, die andere will sich, um nicht zu verhungern, dem Grafen hingeben, der Sohn will die Alchymie erlernen. Da wirft ihm die Mutter die Bibel in's Gesicht, während von draußen der todte Vater an die Fensterscheiben pocht. Einen Abschluß gibt der Dichter nicht. Gleich fragmentarisch bleibt das Genrebild „Wir saßen am Fischerhause“ (7), so daß die drei Gedichte trotz ihrer plastischen Darstellung nicht voll befriedigen. Der Vollendung nahe kommt dagegen „Das ist ein schlechtes Wetter“ (29): eine alte Mutter wankt, mit Leckereien für ihre schöne Tochter beladen, nach Hause, während diese sich schläfrig im Lehnstuhl dehnt, ein packendes, realistisches Bild aus dem Leben. Völlig ausgereift ist die reizende Erinnerung aus der goldenen Jugendzeit: „Mein Kind, wir waren Kinder“ (38), welche so ungezwungen melancholisch austönt [1]).

Aus all' diesen Gedichten tritt uns eine glänzende Begabung für beschreibende Epik entgegen; aber erst die Lorelei-Ballade, die in die Harzreise eingeschobene „Berg-Idylle“, sowie die der „Heimkehr“ angehängte Romanze „Die Wallfahrt nach Kevelaer“ zeigen uns dieselbe in ihrer vollen Stärke. Mit leisem Tonfall beginnt die „Lorelei“, um in einer vier-

[1]) Die feine Charakteristik des „liebenswürdigen Jünglings“ (Nr. 65), welche Elster (I, S. 124) als auf Heine's Freund Christiani bezüglich bezeichnet, ist unzweifelhaft aus einer durch Hoffmann empfangenen Anregung entstanden. Hoffmann führt (Werke VII, S. 314, Ausg. von 1873) in der „Nachricht von einem gebildeten jungen Manne“ einen Affen als „liebenswürdigen Jüngling“ vor; er schließt mit den Worten: „Es ist herzerhebend, wenn man gewahr wird, wie die Cultur immer mehr um sich greift“; Heine bringt den entgegengesetzten Gedanken in der Schlußstrophe in ähnlicher Form vor: „O, wie ist es hocherfreulich &c.“

zeiligen Strophe anzudeuten, daß der Dichter etwas Geheimnißvolles besingen werde. Die folgenden zwei Strophen geben in anschaulichster Malerei ein knappes, scharfumrissenes Bild; mit der vierten und fünften geht der Dichter zur Handlung über, und die letzte schließt mit banger Ahnung. Gliederung, Malerei, Handlung, alles ist vollkommen, und die Stimmung echt träumerisch, wie der Stoff es verlangt. Heine hatte, als er die Sage behandelte, allerdings auch Clemens Brentano als Vorgänger, aber sein Gedicht besitzt selbständigen Werth.

Die „Berg-Idylle" hat dieselben Vorzüge, aber der Dichter hat sie aufgehoben durch die ironische Haltung des zweiten Theiles. Die Kleine fragt ihn, wie einst Gretchen den Faust, wie es um seinen Glauben bestellt sei, und er hält ihr eine längere Vorlesung über seine Dreieinigkeit, hinter welcher man mephistofelisches Kichern zu vernehmen glaubt. Der dritte Theil, reizend wie der erste durch sein kräftiges und feines Colorit, geht in die Stimmung des ersten über und läßt das Ganze wohlthuend ausklingen.

Die vielgerühmte „Wallfahrt nach Kevelaer" hat von dem katholischen Geist, der sie durchwehen soll, keine Spur; eine katholische Mutter, deren Sohn sich um das todte Gretchen grämt, bringt ihren Jungen nicht nach Kevelaer, damit er dort der Muttergottes ein Wachsherz opfere, und so sentimental ist kein Bursch aus dem Volke, daß er es thäte. Das ist eine gemachte Naivetät. Und dann stimmt zu der kindlich-frommen Färbung, welche der Dichter dem Ganzen geben wollte, sehr schlecht, wie er die Wirkungen der Wunderthätigkeit der Muttergottes von Kevelaer darstellt. Ohne den zweiten Theil wäre das Gedicht ein kleines Meisterwerk, denn es ist im ersten und dritten so schlicht und wahr, so anmuthig im Volkston gehalten, so wehmüthig und erhebend zugleich im Schluß, daß sich wohl Niemand seiner Wirkung entziehen kann [1]).

Nach der „Wallfahrt nach Kevelaer" muß man die der „Heimkehr" folgenden Romanzen „Donna Clara" und „Almansor" lesen. Da ist Heine ganz wieder er selbst, ganz wieder der „Sohn der französischen Philosophie". Almansor kommt nach Cordova und tritt in den Dom, wo nicht mehr die Gläubigen das Prophetenwort singen, sondern „Glatzenpfäfflein ihrer Messe fades Wunder" zeigen. Und „das ist ein Dreh'n und Winden — Vor den buntbemalten Puppen — Und das blökt und dampft und klingelt — Und die dummen Kerzen funkeln." Almansor knirscht mit den Zähnen und „bequemt" sich in die Zeit — er beugt

[1]) Der erste Theil der „Wallfahrt" klingt an das Gedicht des „Intermezzo's": „Nacht lag auf meinen Augen" (Nr. 64). Der Dichter hat sich hier selbst copirt.

sein Haupt über den Taufstein. Das ist Heine, wie er in Heiligenstadt sich das Taufwasser über den Kopf gießen ließ. Almansor reitet dann in wildem Jagen zu seiner Geliebten, versichert, daß er das Kreuz im Herzen trage und schwört an einem Abend dreißig Mal: „So wahr ich Christ bin.“ Als der Schwarm der Gäste sich verlaufen hat, und Almansor mit Clara allein geblieben, sieht er sich im Geiste wieder mit gebeugtem und triefendem Haupte im Dome zu Cordova, er hört die Riesensäulen unmuthig ob des Renegaten murmeln: „Und sie brechen wild zusammen — Es erbleichen Volk und Priester — Krachend stürzt herab die Kuppel — Und die Christengötter wimmern.“

Die Romanze „Donna Clara“ ist eine Satire auf den Antisemitismus der strenggläubigen Christen. Clara liebwandelt mit einem fremden schönen Ritter, der ihr Herz gefangen genommen. Er fragt sie, warum sie plötzlich roth werde? Antwort: Mücken hätten sie gestochen, welche ihr eben so verhaßt seien wie „Langnasige Judenrotten“. Auf seine Frage, ob sie ihm gewogen, schwört sie ihm ein Ja bei dem Heiland, den „die gottverfluchten Juden boshaft tückisch einst ermordet“. Und als er endlich fragt, ob sie nicht falsch geschworen, gibt sie zur Antwort: Falsch sei nicht in ihr, denn in ihrer Brust fließe kein Tropfen Blut des „schmutz'gen Judenvolkes“. Der Ritter ist damit zufrieden, und der Dichter läßt zum Schluß eine schwüle Liebesscene folgen. Der Schluß bringt Donna Clara eine sehr unliebsame Ueberraschung: der Fremde ist der Sohn des Rabbi Israel von Saragossa. Das Gedicht wäre nicht übel, wenn es nicht an Uebertreibung litte.

„Ratcliff“ vollendet die poetische Darstellung Heine'schen Fühlens, indem er die an einen verhaßten Mann verheirathete, wahnsinnig gewordene Geliebte beschwört. Er spricht mit ihr, die sich in widersinnigen Reden bewegt, welche sein Herz mit bitterm Weh erfüllen; plötzlich aber hellt sich ihr Gedächtniß auf und sie fragt ihn mit ihrer alten süßen Stimme: „Wie wußtest du, daß ich so elend bin? Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern.“ Da zieht's ihm eiskalt durch die Brust, ihm graust ob seinem eigenen Wahnsinn, welcher die Zukunft geschaut — und er wacht auf. Das ergreifende Gedicht gehört zu den schönsten, welche Heine in seinen guten Stunden gedichtet.

Der Widerwille gegen das nothgedrungen angenommene Christenthum, der angeborene „Judenschmerz“ und der Gram um die zwiefach verlorene Geliebte fluthen in diesen drei, für die Charakteristik Heine's bedeutenden Gedichten und finden ihren Abschluß in der „Götterdämmerung“, einem formvollendeten, im Geiste Byron's gehaltenen Gedichte. Der blüthenknospende Mai klopft an seine, „des bleichen Träumers“, Thür und will ihn locken. Aber vergebens! Der Dichter hat zu viel und zu

tief geschaut, um an der elenden, trugerfüllten Welt, von welcher er nicht weiß, ob sie ein Tollhaus oder ein Krankenhaus ist, Freude haben zu können. In glänzender Schilderung führt er diesen Gedanken durch und zeigt dann in einer prächtigen Phantasie den Kampf der dunkeln Erdgewalten gegen den Himmel, d. h. des Makrokosmos gegen den Heine'schen Mikrokosmos. Heulend stürzen die Engelschaaren auf das Angesicht, der bleiche Gott reißt sich die Krone vom Haupte und zerrauft sein Haar; als Heine aber sieht, daß ein häßlich schwarzer Kobold seinen — Heine's — eigenen Engel mit der „ewigen Liebe um den Mund" vom Boden reißt und in zärtlicher Umarmung fast erdrückt — da „dröhnt ein Schrei durch's ganze Weltall, die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen zusammen und es herrscht die alte Nacht". In keinem Gedichte hat Heine seiner innern Zerrissenheit so kräftigen Ausdruck gegeben wie in diesem.

Die Naturbilder der „Heimkehr" werden am besten zusammen mit den beiden Nordsee-Cyclen behandelt. Wohl nirgend hat Heine's Phantasie einen so hohen Flug genommen, und nirgend hat er bei echt lyrischem Schwung und plastischer Darstellung einem Gedicht einen so pikanten Reiz gegeben, wie in den Nordseebildern. Das Meer steigt vor uns auf in seiner ganzen Herrlichkeit, mit seinen Wundern und Schrecken, und inmitten seiner Größe taucht der Dichter auf mit seinen kleinen Liedern. Die Götterwelt des klassischen Alterthums erscheint in phantastisch-humoristischer Beleuchtung. Und die Sprache! Wie Orgeltöne fluthen die Verse dahin und berauschen mit ihrer Musik das Ohr; jedes Wort, jede Wendung ist an der rechten Stelle und regt unsere Phantasie an.

Der Dichter beginnt mit einer etwas geschraubten Widmung an die Geliebte (1), dann entwirft er ein Bild der Abenddämmerung am Meeresstrand; er lauscht den Meereswogen, deren Murmeln ihn an die Märchen der Kindheit erinnert (2). Der „Sonnenuntergang" bringt eine echt poetisch empfundene Personification von Sonne und Mond (3). „Die Nacht am Strande" (4) erzählt in Anlehnung an die betr. Lieder der „Heimkehr" ein Liebesabenteuer in wilder Sturmnacht; „Poseidon" (5) berichtet echt humoristisch über einen Zusammenstoß des Dichters mit dem groben Meeresgott. Die „Erklärung" (6) enthält das allzu titanenhaft gehaltene Geständniß des Dichter, daß er Agnes liebe, und „Nachts in der Cajüte" (7) einige Lieder an die Geliebte. Die folgenden beiden Nummern bringen Schilderungen eines Sturmes auf der See (8) und, in bedauerlicher Verzerrung, der „Meeresstille" (9). In die Vergangenheit greift der Dichter im „Seegespräche" (10), wo er uns einen Blick in ein versunkenes Vineta thun läßt. „Reinigung" (11) gibt seinem Entzücken Ausdruck, daß seine Seele durch das Meer befreit wurde, und

„Frieden" (12) schließt mit einer großartigen Verherrlichung des Christenthums den ersten Cyclus ab.

Der zweite, minder bedeutende Cyclus beginnt mit einem Gruß an das Meer, nach welchem er wie eine welke Blume geschmachtet (1). Daran reiht sich ein Gewitterbild (2). Die folgenden drei Gedichte sind rein persönlicher Natur. Der Dichter nennt sich einen schiffbrüchigen Mann, weil die Geliebte ihn verrieth, und er enthüllt seinen Ekel an allem Geschaffenen (3); er vergleicht in leicht verständlicher Anlehnung an seine eigenen Erfahrungen die Sonne mit einem unglücklichen Weibe, das aus Convenienz den alten Meergott geheirathet, (4) und führt uns einen von der Treue seiner Geliebten phantasirenden Mann vor, der von den Elementen und den horchenden Okeaniden verhöhnt wird (5). Zwei weitere Gedichte gehen auf religiöses Gebiet über. Er sieht in den weißen Wolken die Götter Griechenlands, welche jetzt als Gespenster am Himmel ziehen, und bedauert sie, die vom neuen Glauben vertrieben sind (6). Er stellt am wüsten nächtlichen Meer die uralten Fragen nach dem Ursprung des Diesseits und dem Wesen des Jenseits, ohne Antwort zu erhalten (7). Die drei letzten Nummern bringen ein Naturbild mit Liebesphantasien (8), die grotesk aufgeputzte Schilderung eines Aufenthalts im Bremer Rathskeller (9), sowie einen matten Epilog.

In den als Naturbilder ebenfalls hierher gehörenden Liedern der „Heimkehr": „Der Wind zieht seine Hosen an" (10) und „Der Sturm spielt auf zum Tanze" (11) gibt er Schilderungen der wildbewegten See, während in „Dämmernd liegt der Sommer-Abend" (85) und „Nacht liegt auf den fremden Wegen" (86) eine friedliche Stimmung durchbricht.

Vor allem spricht uns an Heine's Nordseebildern an die packende Realistik der Darstellung, das glühende Colorit und die dithyrambisch dahinstürmende Sprache. Die Bilder sind genial entworfen und in großen Zügen ausgeführt; das Detail wird nur schwach, doch erkennbar angedeutet. Aber auf wirklich Geschautem einen festen Stützpunkt findend, läßt der Dichter auch seiner Phantasie die Zügel schießen; er beseelt Meer, Sturm und Wolken und sucht in der Natur den Gleichklang mit seiner Stimmung. Kein Bild ist ihm zu kühn. Von der Sonne reißt er das strahlend rothe Gold zu einem Diadem für das Haupt der Geliebten, von der flatternden blauseidenen Himmelsdecke schneidet er ein Stück, um es als Krönungsmantel um ihre königlichen Schultern zu legen (I[1]). Aus Norwegs dunkeln Wäldern bricht er die höchste Tanne, taucht sie in des Aetna's glühenden Schlund und mit solcher feuerigen Riesenfeder schreibt er an die blaue Himmelsdecke: „Agnes, ich liebe dich!" (I[6]) An die Himmelsdecke möchte er seine Lippen pressen, denn

die Sterne sind die Augen der Geliebten (I 7). Das dürfte, so in nüchterner Prosa wiedergegeben, bombastisch klingen; aber man lese diese Schilderungen in Heine's freien, schwungvollen Rhythmen, und man wird das Kühnste für natürlich halten.

Die prächtigste dieser Phantasieen ist „Frieden" (I 12), ein Lobgesang auf den Welterlöser und seine beseligende Lehre, dessen sich der begabteste christliche Dichter nicht zu schämen hätte.

Auf gleicher Höhe stehen die Gedichte, welche in keckem Humor Vorstellungen der griechischen Mythologie in die Natur versetzen oder die Himmelskörper und Elemente personificiren. Sol und Luna sind ihm getrennte Gatten, die einst „ehelich vereint am Himmel glänzten", umwimmelt von den Sternen, den „kleinen, unschuldigen Kindern". Böse Zungen trennten das „hohe leuchtende Ehepaar"; jetzt wandelt am Tage Sol, „vielbesungen von stolzen, glückgehärteten Menschen", in „einsamer Pracht", und Nachts erscheint Luna, glänzend in „stiller Wehmuth" „mit ihren verwaisten Sternenkindern." Sie liebt noch immer den schönen Gemahl; gegen Abend lauscht sie aus leichtem Gewölk dem Scheidenden nach, aber er erglüht „in doppeltem Purpur vor Zorn und Schmerz" und sinkt „in sein fluthenkaltes Wittwerbett" (I 3).

Aber die Sonne ist ihm auch eine schöne Frau, die aus Convenienz den alten Meergott geheirathet. Tagsüber wandelt sie „purpurgeputzt und diamantenblitzend" am Himmel, Abends aber kehrt sie traurig heim in die „öden Arme des greisen Gemahls", den sie mit ihren Klagen und Thränen zur Verzweiflung bringt (II 4). Hierher gehört auch die schöne Personification des Nordwinds (I 4).

Oder er citirt den alten Poseidon. Am Meere sitzend liest der Dichter das alte, ewig junge Lied von Odysseus, der von dem erzürnten Meeresgott so Leidvolles zu erdulden hatte. Seufzend sagt er: „Du böser Poseidon, dein Zorn ist furchtbar, und mir selber bangt ob der eigenen Heimkehr." Da schäumt das Meer, schilfbekränzt erscheint das Haupt des Gefürchteten, und in wundervollem Sarkasmus erklärt er dem Poeten, daß er durchaus keine Ursache habe, sich vor ihm zu fürchten (I 5).

In den weißen Wolken erkennt der Dichter die verbannten Götter von Hellas, und er widmet ihnen eine fein humoristisch-satirische Ansprache, welche mit einem plumpen Angriff auf das Christenthum schließt (II 6).

In andern Bildern dagegen entfaltet sich ein durchaus auf das Gegenständliche gerichteter Realismus. Er schildert die Abenddämmerung am Meer, und das Murmeln der Wogen ruft ihm die Erinnerungen einer glücklichen Jugend zurück (I 2); er malt in prächtiger

Farbengebung eine Nacht am Strande und knüpft daran ein anmuthig dargestelltes, allerdings nicht unbedenkliches Liebesabenteuer (I[4]); durch das Wüthen des Sturmes vernimmt er lockende Harfentöne und den sehnsuchtwilden Gesang eines schönen kranken Weibes, das fern an der schottischen Küste am hochgewölbten Fenster steht (I[8]); im Meer glaubt er eine versunkene Stadt und an dem Fenster eines der mittelalterlichen Häuser seine Geliebte zu sehen — er will zu ihr hinunterstürzen, aber der Capitain hält ihn fest (I[10]).

In einigen Gedichten ist die Offenbarung seines Gemüthszustandes der Mittelpunkt, und die Naturschilderung nur die Arabeske. Er vergleicht sich mit einem Schiffbrüchigen, der durch eines Weibes Schuld alles verloren, Glück, Hoffnung und Liebe (II[3]). Er läßt sich verhöhnen von den Okeaniden, denen er erzählt, daß die Geliebte ihm treu ergeben sei (II[5]); er stellt an die Wogen die erwähnten uralten Fragen und wartet wie ein Narr auf Antwort (II[7]).

In den „Nordseebildern" liegt der ganze Heine mit seinen großen Vorzügen und großen Fehlern, mit seiner Freude am Schönen und Edeln und seiner dämonischen Lust, das selbst Geschaffene zu zerstören. Selbst das herrliche Gedicht: „Frieden" (I[12]) muß er in den Koth ziehen; er richtet am Schluß eine Ansprache an einen Mann, der sich in der frommen Stadt Berlin bis zum Regierungsrath hinaufgefrömmelt hat, und versichert ihm, daß er, wenn er dies Gedicht selbst verfaßt und der „Hocherlauchten" vorgelesen hätte, mindestens eine Gehaltszulage von hundert Thalern preußisch Courant erhalten würde. Die Ansprache schließt: „Und du stammeltest händefaltend: »Gelobt sei Jesus Christ!«" Der ganze — von Heine später weggelassene Zusatz — ist, an und für sich betrachtet, eine Gemeinheit; er wirkt wie ein Gassenhauer nach Palästrina's „ewigem Choral". Bölsche meint [1]), der Zusatz sei eine Wendung des logischen Denkprocesses, welcher an den Mißbrauch mahnte, welcher mit dem Namen Jesus Christus getrieben werde. Aber die Annahme des Gegentheils wird durch das, was Heine an Verhöhnung des Heiligsten bis dahin geleistet, gestützt. Der Zusatz bedeutet nichts anderes, als die Versicherung, daß die Christen mit dem Christenthum Schacher treiben. Zur Gewißheit wird diese Ansicht, wenn wir im „Buch Le Grand" lesen (III, S. 186), daß er denselben Gedanken in noch cynischerer Weise ausführt.

Und der Verehrer Heine's mag weiter blättern und sich das Gedicht: „Die Götter Griechenlands" im zweiten Cyclus ansehen. Da heißt es:

---

[1]) S. 105.

Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter sind, die euch besiegten,
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,
Die schadenfrohen im Schafspelz der Demuth,
O, da faßt mich ein düsterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel.

Das ist Heine, wie er im „logischen Denkproceß" sich seine Ansicht von der Gottheit gestaltet, während der Dichter des „Frieden" eine Verherrlichung der Lehre Jesu Christi schuf, wie sie in einem lichten Augenblick sein ästhetisches Gefühl verlangte.

Weniger beleidigen uns in andern Gedichten der ironische oder bitter satirische Schluß oder der Rückfall in die Sprache des gewöhnlichen Lebens, aber sie beeinträchtigen die Wirkung manchen schön anhebenden Gedichtes; so in „Meergruß" (II 1), und in der albernen Ansprache an die Wogen in „Der Gesang der Okeaniden" (II 5). Schroff empfinden wir auch den vernichtenden Schluß der prächtigen Vision: „Seegespenst" (I 10), wo der Capitain den Dichter mit den Worten zurückzieht: „Doctor, sind Sie des Teufels?" Uebrigens hat Heine diesen Schluß, sowie den vorangehenden Theil der Vision direct aus Hoffmann's „Der goldene Topf" entlehnt. Dort heißt es[1]): „Auf's neue ergriff ihn die unaussprechliche Sehnsucht, das glühende Verlangen: »Ach, seid ihr es denn wieder, ihr goldenen Schlänglein? singt nur, singt. Ach, seid ihr denn unter den Fluthen?« So rief der Student Anselmus und machte dabei eine heftige Bewegung, als wolle er sich gleich aus der Gondel in die Fluth stürzen. »Ist der Herr des Teufels?« rief der Schiffer und erwischte ihn beim Rockschooß."

In formeller Hinsicht bilden die Nordsee-Cyclen den Beginn eines neuen Abschnitts in Heine's poetischem Schaffen, der mit dem zweiten Bande der Reisebilder allerdings einen raschen Abschluß finden sollte. Eine größere Gewalt über die deutsche Sprache hat Heine nicht wieder bewiesen, und er hat auch keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden.

Als Versmaß benutzte Heine den von Göthe in die Poesie eingeführten Streckvers (in „Prometheus" ꝛc. angewandt), welcher odenhaften Schwung gestattet. Scheinbar verfügt der Dichter völlig frei über den Rhythmus; bei genauerer Prüfung findet man indessen, daß er über vier Hebungen in der Verszeile nicht hinausgeht. „Bald ist der Rhythmus steigend, bald fallend, bald abwechselnd fallend oder steigend. Außerdem bedient sich Heine hier des Stabreims, durch den er die wichtigsten Verse kraftvoll hervorhebt und mit einander verbindet" [2]).

---

1) Siehe Elster VII, S. 624.
2) Elster I, S. 70.

Heine ist, wie schon erwähnt, ein großer Liebhaber farbiger Adjective. In der „Harzreise“ finden wir sie manchmal im Ueberfluß angewendet; sie sind dort nur in ihrer Zusammenstellung originell; in den „Nordseegedichten“ aber begegnen wir eben so eigenartigen wie glücklichen Neubildungen. Das leise Flüstern der Wellen nennt er „wiegenliedheimliches Singen“ (I[2]); Menschen, die in ungestörtem Wohlleben dahinträumen, bezeichnet er als „glückgehärtet“ (I[3]); die Augen der auf die Märchen-Erzählerin horchenden Kinder sind ihm „neugierklug“ (I[2]); das Sonett nennt er treffend „steifgeputzt“ (I[1]), die Erzählungen des Nordwinds „todtschlaglaunig“ (I[4]), die Runensprüche „dunkeltrotzig, zaubergewaltig“ (I[4]). Andere glückliche Verbindungen sind: gedankenbekümmert (I[2]) und seelenbekümmert (I[5]), ahnungssüß (I[4]), sehnsuchtwilder Gesang (I[8]), fluthenkalt (I[3]); stillverderbliche Fläche des Meeres (I[11]), vollblühender Mond (II[6]) usw. Einige Adjective erinnern an Vossen's treffliche Uebersetzung Homer's: das weit aufschauernde Weltmeer (I[3]), das weithin rollende Meer (I[5]), meerdurchrauschte Blätter (I[5]).

Nicht minder originell und treffend sind viele Bilder und Gleichnisse. Bekannt ist: Der Wind zieht seine Hosen an; die weißen Wasserhosen (Heimkehr Nr. 10); der Sturm spielt auf zum Tanze (Das. Nr. 11). Die Sterne sind „Nachtdiamanten“ (I[1]); die stürmischen Wogen nennt er „die weißen Wellenrosse“ (II[2]) des Boreas, die friedlichen Wellen hüpfende „wollige Lämmerheerden“ (II[4]), das Meer „Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen“ (I[8]), die Wolken „graue Töchter der Luft“ (II[3]); die Seevögel flattern nach ihm „wie Schattenleichen am Styx“ (II[2]); er selbst liegt am Strande „gleich einem ausgeworfenen Leichnam“ (II[3]) usw.[1]).

Freilich fehlt auch die Uebertreibung nicht. Wenn er das Meer die „Großmutter der Liebe“ (I[8]) d. i. Amors, des Sohnes der Schaumentstiegenen, nennt, Worte als „süß wie Mondlicht“ bezeichnet (II[3]), so wissen wir nicht, was wir damit anfangen sollen. Und wenn er dem alten Meergott die Schimpfworte gegen die Sonne in den Mund legt: „Runde Metze des Weltalls“ (II[4]), wenn er die glühende Sonne eine „rothe, betrunkene Nase, die Nase des Weltgeistes“ (II[9]) nennt, so erkennen wir in diesen Auswüchsen des Humors den Einfluß des schließlich verrückt gewordenen Grabbe.

Die Reisebilder machten wegen ihres neuen, frischen Tones ziemliches Aufsehen, welches der Verfasser selbst und durch seine Freunde zu

---

[1]) Das Bild vom Nordwind, der platt auf dem Bauch über dem Meere liegt (I[4]), ist aus Blumauer's Aeneis (I[12]).

vergrößern suchte. Er fragte in den Hamburger Buchhandlungen nach „Heine's Büchern" [1]) und bat seine Gesinnungsgenossen, für ihn in die Trompete zu stoßen, da ihm bei seiner fatalen Stellung — seinen Verwandten gegenüber, die ihn lieber in einer bürgerlichen Stellung, als auf der Litteraturstraße gesehen hätten — günstige öffentliche Urtheile sehr erwünscht seien. Anerkennende Besprechungen erschienen denn auch, doch bewahrten sie, wohl mit Rücksicht auf die herrschende Strömung, eine gewisse Zurückhaltung; selbst Freund Immermann hielt diese Vorsicht für nothwendig. Auch scharfe Angriffe erfolgten in der Presse, und weite Kreise des Publicums verhielten sich ablehnend. Fanny Lewald hörte sagen [2]): „Bleibt mir mit den Schmutzbüchern, mit den Commisvoyageur-Witzen vom Halse", und sie berichtet, daß den Reisebildern die Aufmerksamkeit nicht so sehr zugewendet gewesen sei. Der Band erschien auch erst 1830 in zweiter Auflage, obgleich das in einigen Städten erfolgte Verbot Reclame für ihn machte. In Berliner Blättern erschienen bissige Epigramme gegen den Verfasser, persönliche Angriffe blieben nicht aus, und versetzten Heine in den ganz ungerechtfertigten Glauben, daß das deutsche Volk augenblicklich nichts Besseres zu thun habe, als sich mit seinen Reisebildern zu beschäftigen.

II.

Der zweite Band. 1827.

Heine reiste im Juli 1826 nach Norderney, wo er einen großen Theil der zweiten und dritten Abtheilung der Nordseebilder ausarbeitete und, seinen Briefen zufolge, mit schönen und vornehmen Frauen verkehrte. Als er im September in die engen Verhältnisse Lüneburg's zurückkehrte, stieg wieder die Sehnsucht nach Paris in ihm auf. Aber zunächst mußte er daran denken, seine Bedürfnisse durch eine rege Schriftstellerei zu befriedigen; auch hatte er die Hoffnung auf Theresen's Hand noch nicht aufgegeben, und er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß ein außerordentliches litterarisches Werk ihm die Verwandten doch noch günstig stimmen werde [3]). So lebte er denn ziemlich zurückgezogen und arbeitete an dem zweiten Bande seiner Reisebilder, der viel Lärm verursachen (14/X. 26) und das wunderbarste und interessanteste Buch dieser Zeit werden sollte (6/X. 26). Er schlug aber, um unerhörtes Aufsehen erregen zu können, einen — gelinde gesagt — eigenthümlichen Weg ein. Am 24. October 1826 schrieb er Varnhagen, die Reisebilder seien eine bequeme Form, in welcher er alles unterbringen könne, was er wolle. „Haben Sie daher in dieser Hinsicht irgend einen besondern

[1]) Gubitz II. — [2]) Westermann, Bd. 61, S. 122. — [3]) Elster I, S. 47.

Wunsch, wünschen Sie eine bestimmte Sache ausgesprochen zu sehen, oder irgend einen unserer Intimen gegeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich meinem Buche einflicken soll, und Sie können sich auf meine heilige Discretion verlassen. . . . Wollen Sie in meine Reisebilder ganze Stücke, die zeitgemäß sind, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proscriptionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl." Der Vorschlag ist völlig ernst gemeint, denn er wiederholt ihn bei einer andern Gelegenheit (am 19. October 1827), aber beide Male ohne Erfolg.

Am 15. Januar 1827 reiste Heine nach Hamburg, um den Druck des Buches zu überwachen, welches im April die Presse verließ. Es enthielt den bereits besprochenen zweiten Cyclus der Nordsee=Gedichte, einen größern prosaischen Aufsatz über die Nordsee, sowie die „Ideen, das Buch Le Grand".

Heine's religiöse und politische Weltansicht, welche er bisher nur in verschwommenen Grundlinien angedeutet hatte, tritt uns hier bestimmter entgegen. Er nennt die Herrschaft der römischen Kirche im Mittelalter, welche indessen nach seinem eigenen Geständniß — da kommt der Romantiker zum Vorschein — viel ruhiges Glück mit sich brachte, eine Unterjochung schlimmster Art. Rom habe wie eine Riesenspinne die lateinische Welt mit einem unendlichen Gewebe überziehen wollen. „Die Tage der Geistesknechtschaft," fährt er, nun der Schüler Voltaire's, fort, „sind vorüber; altersschwach, zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Colisäums sitzt die alte Kreuzspinne und spinnt noch immer das alte Gewebe; aber es ist matt und morsch, und es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse, und nicht mehr die Steinadler des Nordens" (III, S. 92, 93). Das Christenthum bezeichnet er, wie auch die Wechsel, als eine Erfindung der Juden (III, S. 169). Er sehnt sich nach dem lustigen, nackten griechischen Göttergesindel und meint, wir hätten vielleicht nicht viel Vortheil von unserer neurömischen Dreigötterei oder gar von dem jüdischen Eingötzenthum (S. 153). Dem Löwenwirth zu Bologna will er fünf Thaler geben, wenn er, Heine, nur das „unglückselige" Wort „Religion" in diesem Leben nicht mehr zu hören brauche (S. 154). Damit verbinden sich blasphemische Vergleiche, welche ihr Vorbild in Brentano's „Godwi" finden.

Die französische Revolution ist ihm ein guter Gedanke in dem schaffenden Gottestraum (S. 136). Mit Behagen malt er aus, wie er mit einer ganzen „aristokratischen Menagerie" und andern vornehmen „Domestiken" an einer Tafel sitzt, wie man ihn mit den Speisen übergeht, so daß er vor Langeweile den rothen Guillotinenmarsch auf dem Tische trommelt. Aber „diese Leute," fügt er hinzu, „lassen sich im Essen nicht

stören und wissen nicht, daß andere Leute, wenn sie nichts zu essen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar ganz curiose Märsche, die man längst vergessen glaubte" (S. 156). Das ist zutreffend für den vierten Stand; aber ein Bourgeois-Revolutionair, als welchen Heine mit seiner „Constitutions-Gesinnung" (S. 157) sich darstellt, hat den Hunger nicht nöthig, um einen Sturm auf die Bastille zu versuchen.

Die Riesengestalt Napoleon's begeistert Heine zu einem Hymnus, wie er dem corsischen Eroberer selbst von Manzoni nicht gesungen worden, und dem Hymnus auf den Unterdrücker Deutschlands ließ er die giftigsten Spottlieder auf sein Vaterland folgen. Er schildert, wie der Tambour Le Grand ihm durch Trommeln politische Begriffe und große Weltbegebenheiten klar zu machen sucht: „Er wollte mir 'mal das Wort l'Allemagne erklären, und er trommelte jene allzu einfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich: dum — dum — dum. Ich ärgerte mich, aber ich verstand ihn doch" (S. 155). Dasselbe „dum — dum — dum" wiederholt sich bei der trommelnden Schilderung der Schlacht von Jena (S. 158). Der Spott trifft Deutschland und Preußen; auf letzteres zielt er noch an andern Stellen, so besonders in der ausgezeichneten Schilderung, wie seine Vaterstadt Düsseldorf preußisch wird (S. 162).

Ueber den dritten Theil der „Nordseebilder", der neben sehr frivolen Aeußerungen vortreffliche Gedanken enthält, können wir hinweg gehen. Das „Buch Le Grand" aber fesselt unsere Aufmerksamkeit in hervorragender Weise; es ist, obgleich durchaus kein einheitliches Kunstwerk, die bedeutendste Prosaschöpfung Heine's und eine Zierde unserer Litteratur. Der blendende Witz, der anheimelnde Humor, die Originalität des Dichters, sein reicher Geist, der hohe Flug seiner Phantasie, seine plastische Darstellungskraft treten in schönster Beleuchtung hervor, und wir dürfen uns ihrer um so mehr erfreuen, als nur selten ein frivoler Witz uns den ruhigen Genuß vergällt.

Das „Buch Le Grand" erscheint bei oberflächlicher Lectüre als eine Galerie systemlos durcheinander gehängter Gemälde: Hier Historie, dort Genre, rechts Landschaft, links Stillleben, vor uns der Prometheusfelsen des Weltschmerzes, hinter uns der Carneval des Witzes; aber bei genauerer Prüfung findet man, daß trotz aller Gegensätze die Bilder Gruppen bilden: die zwanzig Capitel lassen sich völlig zwanglos in vier Abtheilungen von je fünf Capiteln zerlegen.

In der ersten wirft der Dichter, in der Maske des Grafen vom Ganges, einen Blick auf die Leiden, welche er durch die Härte der Geliebten erlitten (I, II); er wurde aber zu neuem Leben erweckt, als er Madame, der er das alles erzählt, erblickte; er freut sich wieder in bac-

chantischer Trunkenheit des schönen Daseins (III), gedenkt wehmüthig des Tages, wo er alt geworden sein wird (IV), und endet den schönen Traum mit der Erklärung, daß er nicht der Graf vom Ganges sei (V).

Die zweite Abtheilung ist Erinnerungen aus seiner Düsseldorfer Jugendzeit gewidmet. Er schildert die Abreise des entthronten Kurfürsten (VI), die Ankunft der Franzosen mit dem Tambour Le Grand (VII), den Einzug Napoleon's (VIII); er widmet dem Ende des Kaisers melancholische und dessen Feinden haßerfüllte Worte (IX), und schließt mit der Schilderung, wie Düsseldorf wieder preußisch wird, die französischen Soldaten armselig aus Rußland wiederkehren und Le Grand verzweifelungsvoll seinen jungen Freund bittet, die Trommel zu zerstechen (X).

Die dritte Abtheilung ist rein humoristisch-satyrisch, ein prächtiges Feuerwerk der seltsamsten Einfälle, während die letzte wieder an die erste anschließt und von des Dichters weitern Liebesabenteuern erzählt.

Die zweite Abtheilung allein hat einen concreten und in sich zusammenhängenden Inhalt. Sie ist das Lied von Napoleon's Glück und Ende, wie es in den Jugend-Erinnerungen des Dichters in frohlockenden und wehklagenden Melodieen wiederklingt. Idyllisch beginnt die in einer Kleinstadt spielende Erzählung, um sich unmerklich zu tragischer Bedeutung und in das Welthistorische zu erheben. Wohl selten ist das Schicksal eines mächtigen, wie ein glänzendes Meteor emporsteigenden Eroberers einfacher und gleichzeitig ergreifender geschildert worden. Held der Erzählung ist nicht Napoleon selbst, sondern der Tambour Le Grand; jener geht nur an der Scene vorüber, dieser spielt mit; er ist die Verkörperung des siegenden und untergehenden Franzosenthums, des freiheitlichen und des despotischen Gedankens zugleich, wie er in dem aus der Revolution geborenen Kaiser verborgen liegt. In begeisterten Klängen ertönt das Lob der Principien von 1789, des Siegers von Jena, der großen Nation; wehmüthig tönt es aus, als die „Waisenkinder des Ruhms" aus Rußland heimkehren, elende, verlumpte Gestalten, und als der Dichter, des Tambours leise Bitte verstehend, dessen redegewaltige Trommel zersticht. Die Gestalt Napoleon's ist mit hinreißender Wärme und Begeisterung vorgeführt; Heine hat in des „großen Kaisers" Portrait hineingelegt, was Lenbach's Portraits vor allen andern auszeichnet: die Seele des Mannes und seine welthistorische Stellung. Den Hintergrund aber bilden die wechselvollen Schicksale einer kleinen Stadt, welche in wenigen Jahren drei Mal ihren Herrn wechselte. Hier am Rhein, bei Düsseldorf, spiegeln sich die Wandlungen wieder, welche ein großer Theil des deutschen Vaterlandes durchzumachen hatte; an einem unbedeutenden Küstenort des Oceans der Weltgeschichte empfinden wir den Wellenschlag einer großen Zeit; wir sehen den Kurfürsten seine Stadt verlassen, die Fran-

zosen einrücken und gehen und die Preußen kommen; wir sehen, wie sich mit jedem neuen Herrn die Scene verwandelt, wie aus den dem Kurfürsten nachweinenden Unterthanen die wärmsten Freunde der Franzosen werden, und wie diese wieder sich wunderbar schnell in die preußische Langeweile fügen, als endlich der Friede einkehrt. Das sind fein entworfene Federzeichnungen, dem Leben abgelauscht und immer auf der Höhe der Kunst sich haltend. Die Gestalten treten plastisch hervor, auch jene, welche nur als Staffage dienen, jene originellen Straßenfiguren, die keiner Stadt fehlen: der Schneider Kilian, der tolle Aloysius, der versoffene Gumpertz, der kleine Baron usw.

Auf gleicher Höhe halten sich die Erzählungen aus des Dichters Liebesleben in der ersten und namentlich der vierten Abtheilung; Geschichten, so zart empfunden, so anmuthig geschildert und so rein zugleich, daß man sich ihres Reizes nicht erwehren kann, obgleich sie oft genug in's Sentimentale übergehen.

Damit wären wir eigentlich an der Grenze der Analyse angekommen. Denn wer wollte zergliedern, was sich nicht fassen läßt? Wer wollte das glänzende Mosaikbild, in welchem die Linien so kraus durcheinanderlaufen, bei welchem man nicht weiß, was man bewundern soll, die kecke, phantasievolle Zeichnung oder das blendende Colorit; wo der tiefste Ernst plötzlich in den lustigen Reigen des Witzes und der Satire springt — wer wollte das Bild in seine Einzelheiten zerlegen? Und wenn wir die Strahlen des Humors und der Phantasie, wie sie in der ersten und dritten Abtheilung schillern, durch das Prisma fallen lassen, so finden wir wohl ihre einzelnen Bestandtheile, verzichten damit aber auf den Glanz, welchen nur das Ganze verbreiten kann. Seine Schilderungen von Himmel und Hölle (S. 132) [1]), seine gegen die frömmelnden Schriftsteller gerichteten Witzsalven (S. 175) sind frivol, aber formell ausgezeichnet; seine ironische Charakteristik der Citatengelehrten (S. 171, 172) ist ein kleines Meisterstück, und die Schilderung seiner Schuljahre (S. 150) wird Jeden erfreuen, der Aehnliches hat durchmachen müssen. Die Krone von allem aber ist die in derber Holzschnittmanier durchgeführte, höchst ergötzliche Portraitirung der Narren (S. 178), mit denen der „Herr" ihn zum Nutzen seiner Schriftstellerei gesegnet.

Einen ausgezeichneten, wirkungsvollen Gegensatz zu den Harlekinssprüngen des übermüthigen Humors und eines stets das Richtige treffen-

[1]) Hier war Blumauer mit dem sechsten Gesang der travestirten „Aeneis" das Vorbild Heine's. Hier wie dort ist die Hölle eine Küche; bei Blumauer laufen im Himmel gebratene Fasanen, bei Heine gebratene Gänse herum; bei Blumauer flehen die gespickten Hasen, sie zu tranchiren, bei Heine fühlen sich die Gänse geschmeichelt, wenn man sie verzehrt. Torten wachsen, Champagner fließt bei Beiden, und Beide fangen mit der Schilderung der culinarischen Genüsse des Paradieses an.

den Witzes bilden die Aschermittwochs-Gedanken über das Alter (S. 138), das Ende Napoleon's (S. 160), und die Weltgeschichte überhaupt (S. 166), welche einem Philosophen zur Ehre gereichen würden.

Ein weiteres Element des „Buches Le Grand“ bildet eine echt romantische Phantastik, die gern in die Lieblingssommerfrische der Romantik, nach Indien, hinüberschweift. Er sucht alle Farben, die er auf seiner Palette hat, zusammen, um den heiligen blauen Ganges und seine Ufer zu malen; er entwirft reizende Bilder, aber oft taucht er den Pinsel, statt ihn über das Farben-Näpfchen zu streichen, in den Farbentopf und gibt so seiner Zeichnung ein Colorit, dessen schreiende Töne uns beleidigen.

Stilistisch bedeutet das „Buch Le Grand“ einen großen Fortschritt gegen die „Harzreise“. Mit Jean Paul'schem Schwung vereinigt sich der Witz Brentano's und die nur Heine eigenthümliche plastische Darstellungsgabe, um eine neue Art des Prosastils hervorzubringen. Dicht neben einander liegen die verschiedenartigsten Elemente: zartes Gefühl und scharfer Witz, hochfliegende Phantasie und kalt berechnender Verstand. Die Bilder und Gleichnisse sind zahlreich und immer glücklich gewählt; manche überraschen durch ihre Neuheit und originelle Zusammenstellung. Die Perioden sind fest gegliedert und von seltenem Wohllaut. In der Wahl der Adjectiva ist Heine wiederum sehr glücklich; nur häuft er deren manchmal zu viel in einem einzigen Satz und verkehrt die Schönheit seines Stils dadurch in Schwulst.

Heine glaubte (Brief an Varnhagen, 1. Mai 1827), in den politischen Bemerkungen des „Buches Le Grand“ etwas Außerordentliches geleistet zu haben und bildete sich auf die Staatsgefährlichkeit seiner Ideen nicht wenig ein. Höchst wahrscheinlich nur, um etwaigen Verfolgungen zu entgehen, vielleicht aber auch, um das politische Leben Englands kennen zu lernen, reiste er Mitte April 1827, gleich nach Erscheinen des Buches, nach London ab. Von dort aus schrieb er am 9. Juni 1827 an Moser, daß er durch das „Buch Le Grand“ eine weithin schallende Stimme erhalten habe und daß Moser sie noch oft hören solle, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. Bis dahin hatte Heine noch nicht kundgegeben, welche Rechte er als die heiligsten angesehen wissen wollte; seine flachen Schimpfereien gegen Junker und Pfaffen wird man doch nicht dahin rechnen können. Inzwischen sorgte er, was er niemals vergaß, auch von England aus dafür, daß sein Name in den Zeitungen oft genannt werde, wo möglich im politischen Theile.

Was er in London gesehen, werden wir später aus seiner Schrift „Englische Zustände“ erfahren. Er beobachtete vieles, aber einen großen

Theil seiner Zeit brachte er im Verkehr mit schönen Weibern — das Beiwort „schön“ rührt von Heine her — und in Londoner Theatern zu. „Wenn ich,“ schreibt er am 9. Juni 1827 an Moser, „lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht schuld daran. Sie thun das Ihrige.“ An Varnhagen schrieb er am 19. October 1827, er habe in London bis an den Hals in Abenteuern gesteckt. Er konnte es, denn er hatte sich durch einen Vertrauensbruch eine bedeutende Summe Geld verschafft. Sein Onkel Salomon hatte ihm einen Creditbrief von 400 Pfund Sterling auf das Haus Rothschild mitgegeben, welchen er nicht versilbern, sondern nur zur Renommage benutzen sollte. Der Neffe dachte anders. Sofort nach seiner Ankunft in London ließ er sich von Rothschild die Summe auszahlen, trug seine alten Schulden ab, legte einen Kriegsschatz von 800 Thalern bei Varnhagen nieder und brachte in drei Monaten 1400 Thaler durch. Unter diesen Umständen war die geistige Ausbeute des dreimonatlichen Aufenthalts in der politisch so reich bewegten Metropole Englands eine nur geringe. Er brachte aber einen ingrimmigen Haß gegen alles Englische und die Engländer nach Hause zurück.

Am 8. August reiste Heine von London ab, ging über Holland zum dritten Male nach Norderney und dann nach Wangeroge. Von dort aus kam er Ende September nach Hamburg und verhandelte mit Campe über eine Gesammt-Ausgabe seiner Gedichte, welche den Titel: „Buch der Lieder“ führen sollte. Campe zögerte lange, — was ganz für unsere Auffassung des damals noch beschränkten Ruhmes Heine's spricht — bis er sich endlich entschloß, dem Dichter gegen Uebertragung aller Rechte über ein früher gegebenes Darlehen von 50 Louisd'or zu quittiren.

Im October 1827 erschien die erste Auflage in 5000 Exemplaren; 1837 die zweite, 1839 die dritte, und von da an alle zwei bis drei Jahre eine neue. Die Ausgabe sollte durch Weglassung besonders anstößiger Gedichte eine „tugendhafte“ werden; indessen ist in dem Liedergarten noch so viel häßliches Unkraut stehen geblieben, daß eine gründliche Reinigung viele kahle Stellen hervorrufen würde.

In der Presse fand das „Buch der Lieder“ nicht die rechte Beachtung; die meisten Kritiker hatten an den Gedichten sogar wesentliche Ausstellungen zu machen. Erst nach und nach verschafften Heine's spätere Schriften, welche nicht zu seinen Gunsten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, sowie die Composition vieler Lieder durch Mendelssohn, Schubert und Löwe ihnen ein Publicum, während die Reisebilder schon früher eine neue Auflage erlebten. Goethe äußerte sich mißfällig über die Gedichte, von denen später manche den seinen an die Seite ge-

stellt werden sollten. Heine, der nie ein warmer Verehrer des Alten von Weimar gewesen war, meint in einem Briefe an Moser vom 30. October 1827: „daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt". In rührender Bescheidenheit fügt er hinzu: „Er fürchtet die heranwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann." Und an Varnhagen schreibt er am 30. October 1827 in allerdings richtigem Vorgefühl: „Er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen Heinrich Heine."

Sein starkes Selbstbewußtsein ließ ihn sogar noch auf eine Anstellung in Berlin hoffen. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, ging er mit Cotta Verhandlungen wegen Eintritts in die Redaction der Münchener „Politischen Annalen" ein, und im October entschloß er sich, Cotta's Anerbieten für Januar 1828 anzunehmen. Wieder machte er (19. October 1827) Varnhagen denselben häßlichen Vorschlag, gegen Intime vorzugehen; wieder ohne Erfolg. Ende October reiste er über Göttingen und Cassel — wo er die Brüder Grimm besuchte — nach Frankfurt; hier verkehrte er freundschaftlich mit Börne, der in Heine einen, wenn auch nicht genügend ernsten Bundesgenossen im Kampfe gegen Reaction und Goethe sah. Ende November traf er in München ein.

III.

München. Die italienische Reise. 1828.

Heine hatte sich für seine Stellung in München nur auf sechs Monate verpflichtet, weil er zunächst Land und Leute kennen lernen und erfahren wollte, ob das Klima seiner Gesundheit zuträglich sei. Die Redaction der „Annalen" führte er gemeinschaftlich mit Dr. Friedr. Ludw. Lindner; außerdem arbeitete er für die Zeitschriften „Das Ausland" und „Morgenblatt", wofür ihm Cotta, der nicht knauserig war und vorerst Heine's Entzücken erregte, bis Juli 1828 hundert Carolin (fast 2000 Mark) zahlte. Trotzdem stand es um Heine's Finanzen beständig schlecht.

Auch über sein körperliches Befinden hatte er anfänglich zu klagen; als er sich jedoch an das rauhe Klima gewöhnt hatte, lebte er auf und gab sich einem Dasein voll Anregung und Zerstreuung rückhaltlos hin. München, über dessen Seichtheit und Kleingeisterei er sich am 1. April 1828 bei Varnhagen beschwerte, gefiel ihm bald so gut, daß er noch im

September sein Leben dort als ein köstliches bezeichnete, an das er mit Sehnsucht zurückdachte (an Moser, 6. Sept. 1828). Am 1. April lobt er in einem Briefe an Varnhagen die „wunderschönen Weiberverhältnisse", welche er habe, „die indessen leider weder seine Gesundheit noch seine Arbeitslust beförderten". In dieser Zeit erhielt er die Nachricht, daß Therese sich verlobt habe. Der Verlust der Geliebten traf ihn nicht schwer, da eine neue Neigung ihn fesselte. „Es war eine Gräfin Bothmer, die Schwägerin des Barons Tutchef, die sein liebebedürftiges Herz durch ihr feinsinniges Wesen tröstete und entzückte. Doch scheint er nie ernstlich auf den Besitz ihrer Hand gehofft und gerechnet zu haben" [1]).

Heine's Mitarbeit an den „Annalen" beschränkte sich auf einige kleinen Aufsätze; die Redaction überließ er gern seinem Collegen Lindner. Daß höhere Beweggründe ihn nicht zum Schreiben veranlassen konnten, gesteht er selbst am 31. December 1827 seinem Freunde Merckel; bei seinen Arbeiten, sagt er, liege viel Renommage zu Grunde, indem er so der Welt zeige, daß er etwas Anderes sei, als die sonnettirenden Almanachspoeten. Und doch hätte er hier, wenn ihm daran lag, seine liberalen Ideen unter dem gebildeten Publicum zu verbreiten, die beste Gelegenheit gehabt, zumal Ludwig I. Vertreter der freisinnigen Richtung in angesehene Stellungen brachte. Aber seiner Unthätigkeit lag, wenn wir aus sehr bezeichnenden Umständen einen Schluß ziehen, eine bestimmte Absicht zu Grunde: er wollte sich in den Augen der Regierung nicht bloßstellen, weil er eine Anstellung als Professor an der Universität zu erlangen hoffte. Er bat Cotta brieflich (ohne Datum, Strodtmann XX, S. 72), dem König seine Gedichte und Reisebilder in die Hand zu spielen; Cotta möge dem König andeuten, daß der Verfasser selbst viel besser und milder und vielleicht jetzt auch ganz anders sei als seine Werke; der König sei weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen und nicht nach dem Gebrauch, der schon davon gemacht worden. Dem Dichter Michael Beer, der Heine bei dem ebenfalls dichtenden Minister von Schenk einführte und seine Anstellung empfahl, schrieb Heine eine günstige Recension über das Trauerspiel „Struensee", die ihm, wie er am 14. April 1828 Merckel gestand, schwer wurde und von ihm selbst als eine Lumpigkeit, d. h. als ignobel bezeichnet wurde (an Varnhagen, 1. April 1828). Er stellt in diesem Briefe den Grundsatz auf, „daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens

---

[1]) Elster I, S. 54.

nichts schadet, ja, daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen." Diesen echt „jesuitischen" Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, präcisirt er später (III, S. 484) noch dahin, daß ein großer Mann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen seine Ueberzeugung handeln und zweideutig von einer Partei zur andern übergehen dürfe; er müsse, wie der Hahn auf dem Kirchthurm, mit dem Winde gehen, um sich zu halten.

Er ging noch weiter. In München lebte ein talentvoller politischer Abenteurer, Joh. Wit, genannt von Dörring, welcher als übelberüchtigte Persönlichkeit und als geheimer Polizei-Agent der Regierung gemieden wurde. Heine kannte ihn als einen sehr unzuverlässigen Menschen (1. December 1827), als ein mauvais sujet, das, weiß Gott, mit welchem Scandal noch enden werde (1. April 1828). Trotzdem trat er in ein enges Verhältniß mit ihm. Ueber die Beweggründe zu einer solchen Intimität, welche Heine geflissentlich öffentlich machte, obgleich seine Freunde sie mißbilligten, spricht er sich in einem Briefe an Varnhagen vom 12. Februar 1828 offen aus: „Ich hab' ihn persönlich sehr gern und er compromittirt mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revolutionaire durch Mißtrauen von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist, zweitens, daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe."

Die Krone von allem aber ist die von Elster [1]) erzählte Thatsache, daß Heine seinem Freunde die Spalten der Annalen zu Gunsten des Diamantenherzogs von Braunschweig anbot, wenn Wit ihm einen braunschweigischen Orden verschaffe!

Aus Heine's Ernennung zum Professor wurde indessen nichts. Wir dürfen als sicher annehmen, daß ein so vornehm denkender Mann wie Ed. von Schenk es verschmähte, die Anstellung eines Schriftstellers zu befürworten, dessen Schriften, Leben und Charakter nicht die geringste Bürgschaft boten. Heine machte die „ultramontane aristokratische Propaganda" [2]) München's für seinen Mißerfolg verantwortlich und verfolgte sie, namentlich Döllinger und Görres, mit seinem unversöhnlichen Hasse. Ueber König Ludwig I. goß er das Füllhorn seiner unfläthigsten Angriffe, welche sich nicht einmal andeutungsweise wiedergeben lassen.

Mit Juli gingen die „Politischen Annalen" ein, und im selben Monat trat Heine die längst geplante Reise nach Italien an. Er reiste

[1]) I, S. 52. — [2]) Ganz ohne Grund, denn gerade damals (1. Sept. 1828) äußerte sich König Ludwig in einem Brief an den Minister Schenk mißtrauisch gegen Jesuiten und „congregationistische Einflüsterungen".

über Innsbruck, Trient, Mailand, Genua, Livorno nach Lucca, wo er die „glänzendste Zeit seines Lebens“ verbrachte. Er badete, kletterte auf den Bergen umher, „schwätzte“, was bei Heine's Reisen nie fehlt, „mit schönen Frauen“, und jauchzte vor „Uebermuth und Liebesglück berauscht“. Liebte er doch nicht allein die liebenswürdigsten Aristokratinnen, sondern wurde auch von ihnen geliebt (an Moser, 6. September 1828). Seine Nichte, die Prinzessin della Rocca, drückt denselben Gedanken in anderer Form aus [1]: „Hier (in Italien) hatte er in Liebe und Wonne geschwelgt und sich auch den Keim seiner Krankheit geholt; denn wie eine emsige Biene flog er von der Einen zur Andern und wurde nie liebessatt.“ Das schreibt eine Frau!

Vom 1. October ab weilte er sechs Wochen in Florenz, wo er an der Beschreibung seiner italienischen Reise arbeitete. Nie, schreibt er am 6. September 1828 an Moser, sei seine Liebe für Menschengleichheit und sein Haß gegen den Klerus stärker gewesen als jetzt — wo ihm die Stellung in München entgangen war —, und er konnte seinen Gefühlen Luft machen, weil er eine Peitsche hatte, „die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe“ hinabreichte (an Salomon Heine 15. September 1828).

Ende November wurde Heine, wie er behauptet, von einer plötzlichen Sehnsucht nach seinem Vater ergriffen. Er reiste schleunigst heim und fand, als er im December in Hamburg ankam, ihn nicht mehr unter den Lebenden. Seine Trauer scheint eine aufrichtige gewesen zu sein.

Bereits Anfang 1829 finden wir ihn in Berlin, wo er wieder mit Varnhagen, Robert, Zunz und Moser verkehrte. Eine Zeit lang überwarf er sich mit Rahel, die ihm auf eine unverschämte Bemerkung scharf geantwortet hatte. Das war für ihn Veranlassung genug, ihr in den schnödesten Ausdrücken eine Absage zukommen zu lassen. Er suchte indessen sein häßliches Betragen bald wieder gut zu machen. Wie Varnhagen und Rahel in dieser Zeit über ihn dachten, geht aus sehr bedeutsamen Stellen in ihrem Briefwechsel hervor, in welchem Heine's übrigens nur nebensächlich gedacht wird.

Am 11. März 1829 schreibt Varnhagen an Rahel [2]: „Er (Heine) muß sich in guter Geisteslust conserviren, denn er hat viel in sich, was leicht verdorben geht.“ Rahel an Varnhagen am 13. März 1829 [3]: „Heine wird sich immer von neuem besudeln, denn auch dem ist's genug, ein Aergerniß zu geben, sollte er auch selbst als kothiger Harlekin oder Henker umherlaufen müssen.“ Am 15. März schreibt sie [4]: „Das Re-

---

[1]) Erinnerungen S. 81. — [2]) Briefwechsel VI, S. 344. — [3]) Das. S. 353. — [4]) Das. S. 356, 357.

sumé, welches ich heraushebe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus. Aber begründete Kritik hat er nicht, weil ihm in der Tiefe der Ernst und das höchste Interesse fehlt, welches allein Zusammenhang und zusammenhängendes Interesse gewährt. Er kann sich und Goethe, seinen und dessen Ruhm verwechseln ... denkt überhaupt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug." Am folgenden Tage bestätigt Varnhagen die Aussprüche seiner Frau und fügt hinzu[1]), so ein Talent werde, wenn es keine Burg im Hintergrunde habe, „endlich als gemeiner Ruhestörer auf Steckbrief eingefangen und nehme ein jämmerliches Ende". So urtheilten über Heine, noch ehe dessen schlimmste Schriften erschienen waren, zwei geistig bedeutende Menschen, welche sein Talent zu schätzen wußten und seiner vernichtenden Tendenz nicht feindselig gegenüberstanden.

Mitte April siedelte Heine nach Potsdam über, wo er drei Monate lang emsig an den Reisebildern aus Italien arbeitete, in welchen er mit allen seinen Feinden endgültig Abrechnung halten wollte. Um keinen zu vergessen, hatte er sich, wie er Mai 1829 (Strodtmann XX, S. 109) schrieb, eine Liste angelegt von Allen, die ihn jemals zu kränken gesücht. Wir würden diesen Zug von Rachsucht für scherzhaft gemeint halten, wenn nicht seine Schriften sowie andere gewichtige Zeugen den Ernst bewiesen. „Der Trieb nach persönlicher Rache," sagt Heinrich Laube[2]), „oder wenigstens nach persönlicher Genugthuung war zu stark in Heine's Naturell. Auge um Auge, Zahn um Zahn war jüdisch-biblisch tief eingeprägt in seinem Wesen." Camilla Selden schreibt, daß Heine in seinen letzten Lebensjahren, als er an seinen Memoiren arbeitete, äußerte[3]): „Ich halte sie (die Feinde), weder todt noch lebendig können sie mir jetzt entschlüpfen. Wer es gewagt hat, sich an mir zu vergreifen, kann sich freuen, wenn er diese Zeilen liest. Heine stirbt nicht, wie der erste beste, und die Krallen des Tigers werden auch noch nach dem Tode des Tigers zerfleischen."

Ende September reiste Heine, nachdem er noch zwei Monate auf Helgoland zugebracht, nach Hamburg, wo er an der Vollendung des neuen Bandes der Reisebilder arbeitete, welcher im Januar 1830 die Presse verließ und sein litterarisches Jena wurde; er zeigt den Dichter in seiner tiefsten Erniedrigung.

---

[1]) Das. S. 365. — [2]) Gartenlaube 1868, S. 25. — [3]) S. 56.

IV.

Der dritte Band der Reisebilder.

Die Beschreibung der Reise von München nach Genua bietet manches Erfreuliche. Einzelne Schilderungen von Land und Leuten gewähren trotz ihrer Oberflächlichkeit einen echten Genuß. Beschreibungen, wie die von Trient, Verona und Genua, welche die Stimmung der poetischen alten Städte des Südens so reizvoll wiedergeben, sind kleine Meisterwerke, welche ich, wenn es keine unverzeihliche Ketzerei wäre, gern über die gediegen langweiligen Beschreibungen in Goethe's italienischer Reise stellen würde. Aber je weiter er fortschreitet, desto mehr verliert er die Lust an den Schilderungen des Thatsächlichen; er ergeht sich in geschichtlichen und politischen Betrachtungen, welche ihn auf dem Wege zur Revolution zeigen.

Die Losung unserer Zeit, meint er, sei die „Emancipation von dem eisernen Gängelbande der Aristokratie"; er preist die Franzosen, welche die Köpfe derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten (S. 275, 276). Sehnsüchtig erwartet er den Tag der Freiheit für ein neues Geschlecht, das in „freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbett unter der Controle geistlicher Zöllner erzeugt sei" (S. 281). Er hält sich für einen geweihten Kämpfer für die h. Sache, der müde und bleich sein werde, wenn der Siegestag hervorstrahle; die Poesie sei ihm nur ein h. Spielzeug oder ein geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. „Ein Schwert sollt ihr mir," ruft er (S. 281), „auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskampfe der Menschheit." Ein braver Soldat, der sein Vaterland bekämpfte, während seine Unterhändler eine angenehme Stellung im selben Vaterlande für ihn suchen und ihm von einem der elendesten der von ihm verachteten Sedez-Despötchen einen Orden verschaffen sollten!

Selbstredend verbinden sich mit diesen Redensarten zahlreiche Ausfälle gegen religiöse Einrichtungen, sowie gegen die Priester, die einer Religion dienen, welche Heine von seinem erhabenen Standpunkt aus ein „hohles, ausgestorbenes Seelengespenst" nennt (S. 276).

Bemerkenswerthe Anschauungen außer den erwähnten hat der Verfasser nicht empfangen, obgleich er sich Monate lang in dem gesegneten Lande aufhielt. Goethe nahm mit seiner umfassenden Beobachtungsgabe das Verschiedenartigste in sich auf; Heine ist wie ein Blinder an dem Schönen und Großen vorüber gegangen. Dagegen unterhält er uns, wie das seine Gewohnheit ist, mit kleinen wirklichen oder fingirten Erlebnissen, welche für ihn nur Werth haben als Anlaß zu einer erotischen Abschweifung oder zu einem Witz. Darunter finden wir manches Schöne,

aber oft genug wechseln fade Wortspiele ab mit sentimentalen Phantastereien (die ewig umgehende „todte Maria"!), an welche Niemand mehr glaubt, und „geistreichen" Frivolitäten.

Indessen der Heine des ersten Theiles der italienischen Reise ist noch ein Aloysius gegen den Verfasser des zweiten, des humoristisch-novellistischen Fragments „Die Bäder von Lucca", in welchem er zwei Hamburger Persönlichkeiten unter andern Namen, Marchese Gumpelino (Gumpel) und Hyacinth (Hirsch) in satirischer Beleuchtung auftreten läßt. Die magere Handlung ist so unanständig, daß sie sich nicht wiedergeben läßt. Die Gemeinheit ist hier, im Gegensatz zu Heine's frühern Schöpfungen, nicht mehr salonfähig. Moderne Aesthetiker, welche den Naturalismus Zola's verwerfen, dürfen sich als Verehrer Heine's nicht aufspielen, denn Zola's abschreckende Objectivität ist keusch gegen des deutschen Dichters Lüsternheit. Bölsche freilich bricht auch hier für Heine eine Lanze. „Nur ein ganz ungeschickter Kritiker," sagt er (S. 183), „kann daran Anstoß nehmen, daß die Unterhaltung mit diesen Damen (in: „Die Bäder von Lucca") sich in fortgesetzten Zoten bewegt; das ist vollkommen echt; jedes andere Wort störte die realistische Treue." Man braucht diese einer irre geleiteten Aesthetik entlehnten Grundsätze nur auf die darstellenden Künste anzuwenden, um ihre ganze Abgeschmacktheit zu erkennen.

Vom Capitel 9 bis zum Schluß der „Bäder von Lucca" beschäftigt sich Heine mit August von Platen. Immermann hatte für den zweiten Band der Heine'schen Reisebilder einige Epigramme geliefert, welche den krankhaft eiteln Platen tiefer verletzten, als sie bei einem gesunden Menschen vermocht hätten. Er nahm an Immermann, dem er schon länger feindlich gesinnt war, und dessen Handlanger Heine blutige Rache in dem formvollendeten parodistischen Lustspiel: „Der romantische Oedipus." Heine's jüdische Abstammung ward darin auf eine unedele Art hervorgehoben; er sei der Petrarca des Laubhüttenfestes, der Pindar vom kleinen Stamme Benjamin, dessen Küsse Knoblauchgeruch absonderten. Platen's Rache war nicht edel, Heine's Gegen-Angriff aber über alle Maßen gemein. Platen richtete gegen den Feind, der ihn zuerst gereizt, nur wenige bittere Worte, wie dieser sie seinen Gegnern bereits zu Hunderten entgegengeschleudert; Heine aber fabricirte ein ganzes Buch, um Platen moralisch todt zu machen und ihm die größte Schmach anzuthun. Er fügte dem novellistischen Fragment jene scandalösen Capitel an, welche sich mehr mit dem Menschen als dem Dichter Platen beschäftigen und ihn in einer Weise angreifen, wie sie zur Ehre der deutschen Litteratur doch nur höchst selten ist. Unser Gefühl empört sich dagegen, in die litterarische Polemik Dinge hineingetragen zu sehen, welche bei

Gericht nur hinter verschlossenen Thüren verhandelt werden. Heine behandelte sie mit breiter Ausführlichkeit und sichtlichem Behagen. Mochte er die Anklagen gegen Platen's Sittlichkeit für berechtigt halten (Brief an Immermann vom 22., 23. Dec. 1829) — sie waren es nicht —, so durfte er als ehrenhafter Mensch sie nicht auf dem Markte wiederholen. Dagegen sprechen wir ihm gern das Recht zu, den Dichter Platen litterarisch zu viertheilen. Er sagt auch vieles über dessen Werke, was als völlig zutreffend anzuerkennen ist.

Man hat später gesagt, Heine habe den Angriff nicht genügend überlegt. Das ist nicht richtig. Er hat seine Pfeile in ein ganz besonders sorgfältig bereitetes Gift getaucht. Er selbst sagt am 17. November 1829, daß er das „Geschäft" lange genug aufgeschoben habe (3. Februar 1830), daß er drei Monate nachgedacht über das, was er thun wolle; er habe ein Gegengift drucken lassen, woran noch zwanzig Grafen ihr Lebtag genug hätten; und zum Ueberfluß wissen wir von Campe, daß dieser sich vor und bei dem Abdruck alle Mühe gegeben, um diese abscheulichen Flecken zu vermeiden, aber Heine habe „einen Kopf auf sein Serail" stecken wollen.

Heine hatte es nicht auf Platen allein abgesehen, sondern er wollte in ihm dessen Gesellschaft treffen, in welcher er einen „Bund von Baronen und Päderasten" vermuthet (an Immermann 22. December 1829) — nämlich diejenigen Männer in München, welche nicht thöricht genug waren, ihm zu einer Staatsstellung zu verhelfen, und den Juden nicht leiden mochten (Brief an Varnhagen vom 4. Februar 1830).

Im Januar 1830 erschien das Buch; aber schon am 22. December 1829 sandte der Verfasser ein Exemplar an seine schöne Freundin Friderike Robert, mit der Bitte, sie möge nur die zweite Abtheilung, „Die Bäder von Lucca", lesen. Jede ehrbare Frau würde diese Aufforderung mit Entrüstung zurückgewiesen haben — hier störte sie die Freundschaft nicht. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Gesellschaft in Berlin, in welcher Heine sich bewegte, zwar eine vornehme, aber keine gute war, so liegt er hier vor.

Auch die übrigen Freunde sowie vertrauenswürdige Recensenten wurden mit Exemplaren bedacht, und Heine wartete sehnsüchtig auf die günstigen Urtheile über seine weltgeschichtliche That. Aber sie blieben nicht allein aus, sondern es erhob sich sogar ein Sturm der Entrüstung gegen den Verfasser. Nun ergriff den muthigen Soldaten ein wahres Kanonenfieber, und er sah sich ängstlich nach Hülfe um. Er sandte seine Heerrufer aus, um die zerstreuten Freunde zur Unterstützung heranzuziehen; aber selbst seine Intimen wagten nicht, ihm ihr Schwert zu

leihen, und so kam er zu der Erkenntniß, daß er sich mit seinem Buch bei dem bessern Publicum „unsäglich" geschadet habe (4. Februar 1830).

Durch solche Erfahrungen gewitzigt, entfernte Heine, als eine neue Auflage des ersten Bandes der Reisebilder nöthig wurde, einige Lieder, welche den „Schwachen im Lande anstößig" erscheinen konnten, und merzte aus der Harzreise alles allzu Herbe aus.

Die Darstellungsweise und der Stil im dritten Bande der Reisebilder gehen wieder auf die Harzreise zurück. Der Kunstgriff, Sinnliches durch Geistiges und Geistiges durch Sinnliches bildlich auszudrücken, artet zur Manier aus. Wir begegnen jetzt einem „übelriechenden Lächeln", einem „sehnsüchtigen Misthaufen", „vegetabilisch-animalischen Händen" usw. Die „freudigen Hüften" in Brentano's „Godwi" kehren hier als „geistreiche" wieder; auch Jean Paul erkennen wir in manchem Bilde, und die alte Obstfrau aus Hoffmann's „goldenem Topf", die dem armen Anselmus so viele Beschwerden und ärgerliche Träume bereitet, erscheint bei Heine mit nur geringen Aenderungen.

V.

Die Abreise nach Paris.

Nach Berlin wagte Heine nach Erscheinen des dritten Bandes seiner Reisebilder nicht zurückzukehren, aus Furcht vor der preußischen Regierung, welche das Buch verboten hatte. Er blieb in Hamburg, wo Gumpel, Hirsch und die gesammte orthodoxe Judenschaft ihn heftig — und wahrlich nicht mit Unrecht — befehdeten. Die Taufe hätte man ihm verziehen; sein häßliches Witzeln über seine Stammesgenossen trug man ihm erbarmungslos nach. Sein Umgang mit Juden war deshalb ein verschwindend geringer, dagegen verkehrte er nahe mit talentvollen jungen Schriftstellern und sonstigen Gesinnungsgenossen. Mit Ludwig Wienbarg, dem spätern Wortführer des jungen Deutschlands, sowie August Lewald kam er häufig zusammen. An Professor Zimmermann, von welchem Strodtmann das unglaubliche Stück berichtet, er habe seinen Schülern die Lectüre von Heine's italienischer Reisebeschreibung empfohlen [1]), schloß er sich enger an als früher. „Eine minder solide Gesellschaft," erzählt Strodtmann [2]), „fand er in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, wo jene berüchtigten Bälle der Hamburger Phrynen stattfanden, denen er so häufig als muthwilliger Gast beiwohnte." Die Folgen seiner Lebensweise stellten sich bald in Gestalt körperlicher Beschwerden und namentlich in Blutspeien ein, welche ihm Ende März die Uebersiedelung

[1]) I. S. 629. — [2]) I. S. 639.

nach dem stillen Wandsbeck räthlich erscheinen ließen. Hier las er eifrig politische Schriften und studirte die Geschichte der französischen Revolution.

Von Ende Juni bis Ende August verweilte er auf Helgoland, wo ihn die Nachricht von der neuen Revolution in Paris traf und förmlich berauschte. „Ich bin ein Sohn der Revolution," rief er nach dem Eintreffen jener Nachricht (VII, S. 59), „und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampfe! Und auch die Leier reicht mir, damit ich ein Schlachtlied singe. . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten." Indessen hatte er doch gewichtige Bedenken, seine hochtönenden Redensarten zu Thaten zu machen; er begnügte sich damit, den dritten Theil seiner italienischen Reisebeschreibung: „Die Stadt Lucca" zu vollenden, sowie die völlig revolutionaire Schlußphantasie der „Englischen Fragmente": „Die Befreiung" nieder zu schreiben.

Als der Revolutionsmann nach Deutschland zurückkehrte und sah, daß die Deutschen noch keine Lust hatten, gleich ihren westlichen Nachbaren die Schlafhauben von den Köpfen zu ziehen, als neue Geldnoth ihn drückte und Zwist mit Onkel Salomon ihm Sorge einflößte, machte er trotz früherer Mißerfolge wiederum Versuche, in dem Staate, welchem er den Untergang wünschte, eine Anstellung zu erlangen. Varnhagen sollte ihm helfen, in preußische Staatsdienste zu treten. „Sie irren," schreibt er am 19. Nov. 1830, „wenn Sie glauben, daß ich des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagiren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessiren könnte." Daraus wurde nun allerdings nichts, und Heine versöhnte sich auf Varnhagen's Rath mit seinem Onkel, um nicht den letzten Stützpunkt zu verlieren. Von neuem sollte Varnhagen eingreifen, als in Hamburg die Stelle eines Rathssyndicus frei wurde, für welche Heine sich geeignet hielt. Das Gerücht bezeichnete ihn als einen der Bewerber, so daß Heine es für nothwendig hielt, durch Zeitungs-Artikel einen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben. Dazu sollte wiederum Varnhagen, dessen Geduld bewundernswerth erscheint, seine einflußreiche Hand leihen. Aber auch diese Bemühungen schlugen fehl.

Inzwischen bereitete Heine den dritten Theil seiner italienischen Reise zum Druck vor, in welchem er die letzten Consequenzen seiner religiösen Verneinung zog und auf kleinem Raum die abscheulichsten Lästerungen häufte. Das Buch mußte ihn für eine öffentliche Stellung vollends in Preußen unmöglich machen — oder sollte er den Hintergedanken gehabt haben, die Regierung werde gern die Gelegenheit ergreifen, eine so furchtbare Feder für sich zu gewinnen?

Im Januar 1831 erschien das Buch unter dem Titel: „Nachträge zu den Reisebildern von Heinrich Heine". Es enthielt außer „Die Stadt Lucca" noch die „Englischen Fragmente". Die letztern haben für uns nur so weit Interesse, als sie uns Heine's politische Ansichten weiter enthüllen. Gewiß enthalten sie vortreffliche Schilderungen Londoner Lebens und werfen helle Schlaglichter auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Englands sowie auf den Charakter John Bull's; aber durch Darstellungen dieser Art sind wir doch in den letzten Jahrzehnten so sehr verwöhnt worden, daß die „Englischen Fragmente" heute nur noch litteraturgeschichtliche Bedeutung haben. Der künstlerische Werth des novellistischen Stückes „Die Stadt Lucca", das fragmentarisch und ohne bestimmten Charakter erscheint, ist — vom Stil abgesehen — gleich Null. Aber es mag nicht leicht ein Buch auf der Welt geben, welches auf kleinem Raum eine größere Sammlung von rohen Angriffen gegen das Christenthum aufzuweisen hat. Fast aus jedem Satz spricht die Unfähigkeit, das Große und Erhabene der christlichen Religion zu begreifen.

Als Motto für den letzten Theil seiner „Reisebilder" hätte Heine recht gut seinen eigenen Ausspruch setzen können: „Mit den Gedärmen eines Esels möchte ich meine Leier besaiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschorenen Dummköpfe!" (III, S. 429). Denn der wahnsinnige Haß gegen das katholische Priesterthum und die katholische Kirche, welche sich in diesen rohen Worten ausdrückt, durchzieht den ganzen ersten Theil des vierten Bandes: „Die Stadt Lucca". Er ist ein wahres Compendium von Schändlichkeiten [1]). Mit abscheulichen Lästerungen, in denen heilige Personen und Gegenstände mit den häßlichsten Dingen in Berührung gebracht werden, mit lüsternen Anspielungen mischen sich grobe Schimpfereien über die Priester im Allgemeinen und die römischen insbesondere. Ueber die Lästerungen müssen wir hinweggehen, weil sie eine Wiedergabe nicht erlauben. Die schlimmsten hat er übrigens aus Brentano's „Godwi" [2]) entlehnt.

Die Ansichten, welche Heine über Religion und Katholicismus kundgibt, gipfeln in folgenden Sätzen. Wie in dem Gedicht: „Die Götter Griechenlands" (I, S. 187), bedauert er, daß die alten Götter entschwunden und durch „geschundene, gebratene und gespießte Götter" ersetzt seien, und daß an Stelle der lustigen griechischen Religion eine „trübselige, blutrünstige Delinquenten-Religion" getreten sei (S. 395). Diese

---

[1]) Selbst ein warmer Verehrer Heine's, wie Elster, muß zugestehen (I S. 86): „Nur der vom Dogma Unabhängige weiß solche Darlegungen zu würdigen; wer in dem strengen Kirchenglauben lebt, wird dagegen durch viele Stellen dieses Buches in seinem innersten Gefühle verletzt werden."

[2]) S. 397, 398. Vgl. Godwi II, 120 und 290.

Religion sei durch die Juden aus Aegypten gekommen [1]), von wo sie „außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren auch eine sogenannte positive Religion, eine sogenannte Kirche, ein Gerüst von Dogmen, an die man glauben, und heiliger Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der spätern Staatsreligionen" mitgebracht hätten (S. 416). Er verwahrt sich aber dagegen, daß er die Religion im Allgemeinen bekämpfe; er ehre die innere Heiligkeit einer jeden Religion, sagt er, aufrichtig aber hasse er „jene Mißgeburt, welche man Staatsreligion nennt" (S. 418). Er führt den Gedanken noch weiter aus und kommt zu dem Ergebniß, daß mit der Religion Christi die in verschiedenen Ländern constituirten Staatsreligionen nichts mehr gemein hätten, daß den Religionen das „Monopolsystem" eben so schädlich sei, wie den Gewerben, und daß sie erst durch „freie Concurrenz" zu ihrer alten Herrlichkeit wieder erblühen würden (S. 419) [2]). Niemand aber sei weniger geneigt, die freie Concurrenz der Religionen zuzugeben, als die „Pfaffen", die „einen leidigen Popanz für Gott ausgeben und damit Geld verdienen". Die Pfaffen sind ihm überhaupt — wie er in einem gerade ihm sehr geläufigen Bilde ausführt — nur Kaufleute bzw. Schacherer (S. 389). Aber das Volk werde sich nicht lange mehr von ihnen täuschen lassen und einsehen, „daß man von Oblaten nicht satt wird" (S. 421).

Als Politiker — wir ziehen hier, um Wiederholungen zu vermeiden, auch gleich die „Englischen Fragmente" in Betracht — bezeichnet sich Heine wieder als einen überzeugungstreuen Anhänger des Königthums (S. 417); aber jeder Monarch würde sich bedanken für eine solche Stütze seines Thrones. Der Wille des Volkes ist ihm die „alleinige Quelle aller Macht", das „Bißchen Salböl" macht „keinen menschlichen Kopf guillotinenfest" (S. 421). Das Volk ist der „wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande"; sein „Wille ist souverainer und viel legitimer als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andere Gewähr als die Salbadereien geschorener Gaukler" (S. 504). Ein Muster-Monarchist! Der Staat ist ihm ein Marionetten-Theater, der König und die Beamten sind die Puppen, welche vom Volke nach Belieben bewegt werden. Wenn aber der Fall vorkommen sollte, daß die Puppen der „alleinig rechtmäßigen Macht" nicht gehorchen wollen, so darf das Volk zum Knüppel greifen und die unbrauchbaren Spielzeuge in Stücke schlagen. Daß dabei die Hauptpuppe ebenfalls „amputirt" wird, ist

---

[1]) Ein Lieblingsgedanke Voltaire's, von welchem Heine sich anregen ließ.

[2]) Angeregt zu diesen Gedanken über das Monopolsystem der Staatsreligion wurde Heine durch Montesquieu's „lettres persanes" (Nr. 86).

„freilich entsetzlich" (S. 499); aber dann wird sie nicht so sehr ein Opfer der Leidenschaften, als der Begebenheiten (S. 499). Das ist nicht schlimm; die Revolution ist arg verleumdet und als ein „Fürstenschreckniß und eine Volksscheuche" dargestellt worden. Es sei freilich nicht zu leugnen, daß man diese Guillotine, die heilsame Maschine, womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, etwas oft angewandt habe, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man habe die Patienten nicht lange gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst Tausende und Abertausende Roturiers und Vilains, Bürger und Bauern gequält, gefoltert und gerädert wurden in der guten alten Zeit (S. 499).

Dann verspricht Heine, in dem Kampfe für die Freiheit in der ersten Reihe stehen zu wollen. Er will handeln wie ein Mann, „nachahmend die großen Vorgänger und, will's Gott, künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen" (S. 425). Die Selbstsucht drängt ihn nicht zur Tribüne, und groß sind die Opfer, die er bringen muß für jedes freie Wort. (S. 502). Beständig muß er auf der Mensur liegen und sich durch unsägliches Drangsal schlagen; er erfechtet keinen Sieg, der ihm nicht auch Herzblut kostet. Tag und Nacht ist er in Nöthen (S. 427), aber sein bester Spaß und sein bestes Blut stehen „seinem" deutschen Volke immer zu Diensten (S. 504). Weiter kann man die Prahlerei kaum treiben mit einer Gesinnung, auf deren weitere Verfechtung er gern gegen materielle Vortheile verzichtet hätte.

In derselben Zeit, in welcher Heine sein anstößiges Buch über Platen schrieb und in der „Stadt Lucca" seinem Haß gegen das Christenthum Luft machte, dichtete er in dem 1831 in der zweiten Auflage des zweiten Bandes seiner „Reisebilder" erschienenen „Neuen Frühling" einen Lieder-Cyclus, der zu den schönsten und reinsten Blüthen seiner Lyrik zählt. Die Gedichtchen sind zum Theil veranlaßt durch seine Liebe zu Therese Heine und der Gräfin Bothmer; die übrigen entstanden auf Anregung des Componisten Methfessel.

Der Dichter zeigt sich hier von seiner liebenswürdigsten Seite und läßt nur ein Mal (Nr. 33) leise durchblicken, daß seiner Liebe auch sinnliche Regungen beigemischt sind. In künstlerischer Anordnung enthüllt sich vor uns die Geschichte seiner neuen Neigung, welche eben den „Neuen Frühling" bedeutet. In der ersten Abtheilung (Nr. 1—10) schildert er das Erwachen seiner Liebe. Es wird Mai, sein Herz liebt auf's neue (1), so wie alles in der Natur Liebe athmet und singt (2). Die liebeheißen Lieder der Nachtigall dehnen seine Seele (3), aber er weiß noch nicht, welcher Blume er seine Liebe zuwenden soll (4). Krank liegt er

im Grase und träumt, er weiß selbst nicht was (5), und bittet sein kleines Frühlingslied, die Geliebte zu grüßen (6). Vielleicht ist es die Rose, die er liebt (7), vielleicht die Lilie (10), sicher aber schlägt Amor in seinem Herzen den Takt (8).

In der zweiten Abtheilung (Nr. 11—23) hat sich sein Herz entschieden. Zwei schöne Augen haben es ihm angethan (11), und er fürchtet sich vor ihnen (14), so daß der Liebe süßes Elend und bittere Lust in seinem Herzen wieder Einkehr halten (12). Er ist der Mond, sie die Wasserlilie, welche er nur aus einsamer Höhe grüßen kann (15). Er sucht sie und folgt ihr überall (19), ihre blauen Augen ergießen ein Meer von blauen Gedanken in sein Herz (18), ihr Abbild zittert in seinem erschütterten Herzen (23), und er möchte sie gern meiden, weil die Liebe zu ihr ihn elend macht (21).

Die dritte Abtheilung (24—38) schildert sein Liebesglück, welches er aber nicht voll zu genießen vermag, da die bange Ahnung, es werde ein schnelles und trauriges Ende finden, ihn in seinen süßesten Träumen stört. In der letzten Abtheilung (Nr. 39—44) ist der gefürchtete Abschluß seiner Liebes-Idylle eingetreten, die Welt erscheint ihm grau und verwelkt und sein Herz verblutet.

Der Dichter singt also wieder das alte Lied, aber er trägt es mit edelerm Ausdruck vor, als früher. Er vermeidet den Mißklang der Selbstverspottung und die unreinen Töne grober Sinnlichkeit; klar und einfach ist eine zarte Empfindung ausgesprochen, welche leicht in unserm Herzen wiederklingt.

Der „Neue Frühling“ war der Schwanengesang Heine's als des Sängers reiner Liebe. Er reiste im Mai 1831 nach dem neuen Jerusalem der Freiheit ab und legte von da an die meisten seiner Lieder Pariser Dirnen zu Füßen, wie er vorher schon oft genug die käuflichen Damen des Apollosaales in Hamburg und der Redouten in Berlin besungen hatte.



Dritter Abschnitt.

Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod. (1831—1856.)

I.

Beginn der politischen Schriftstellerei.

(1831—1832.)

Heine ging keineswegs in's Exil, wie er selbst oft sagte und mehrere seiner Biographen ihm nachgesprochen haben. Niemand zwang ihn, das Vaterland zu verlassen. Aber damals „war es zur Regel geworden, daß jeder junge radicale Schriftsteller eine Pilgerfahrt nach dem Mekka der Freiheit unternehmen mußte, um sich den wahren politischen Glauben anzueignen" [1]). Seit fast Jahresfrist saß Louis Philipp, der Günstling der liberalen Bourgeoisie und der Börse, auf dem Thron des hl. Ludwig. Er brach mit dem „Klericalismus", gewährte der Presse größere Freiheit, erließ ein neues Wahlgesetz und ersetzte ein Ministerium durch ein anderes, wenn die Kammer es verlangte. Das erschien zu jener Zeit den „Radicalen" in Deutschland als ein paradiesischer Zustand, und sie eilten schaarenweise nach Paris, um ihn sich näher anzusehen. Börne schrieb von der freies Land durchfließenden Seine aus interessante Briefe in's geknechtete Deutschland, und so ging auch Heine nach Paris, um sich an dem Völkerfrühling zu erfreuen und auch, um Carriere zu machen. Der Onkel war so großmüthig gewesen, ihm ein Jahresgehalt von 4000 Francs zuzusichern, welches bei den üppigen Lebensgewohnheiten des Dichters ihn wenigstens vor dem Verhungern schützte.

Das Babel an der Seine und das Pariser Leben umfingen Heine bald mit bestrickender Gewalt; hier fand er den Boden, in welchem er seiner Ansicht nach gedeihen mußte. Begeistert nennt er wenige Wochen nach seiner Ankunft Frankreich das Herz der Welt (V, S. 58), das Mutterland der Civilisation und Freiheit (V, 63), die Franzosen das geistreichste und barmherzigste Volk (IV, S. 18); Paris ist ihm das eigentliche Frankreich, die Hauptstadt der ganzen civilisirten Welt und der Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten (V, S. 56). Das alles schrieb er öffentlich, die Franzosen und Pariser erfuhren davon und sogen das Lob des liebenswürdigen deutschen Schriftstellers begierig ein.

---

[1]) Treitschke III, S. 708.

Heine studirte Paris und Pariser Leben in den ersten Monaten seines Aufenthalts eifrig und gründlich. Er hielt, wie seine Briefe aus Paris beweisen, Augen und Ohren überall offen, und verschaffte sich eine achtungswerthe Kenntniß der öffentlichen Zustände. Abends stürzte er sich in den Strom der Vergnügungen, welche gewisse Tanzlocale ihm boten, und knüpfte mit mancher Schönen ein Verhältniß an, das weder auf Reinheit noch Dauer berechnet war. „Diese Neigungen", sagt Adolf Strodtmann [1]) „gingen selbstverständlich nicht tief, aber sie illustriren die frivole Genußsucht seines Charakters, und es ist bekannt, daß er sich mit einem gewissen Cynismus seiner Lüderlichkeit rühmte." Kein Wunder, daß Heine hier sich wohl fühlte und die bekannte Redensart dahin verändert wissen wollte: wie Heine in Frankreich leben. Nur die beständige Angst vor polizeilichen Verfolgungen, von welcher Strodtmann [2]) die lächerlichsten Geschichten erzählt, trübte sein sybaritisches Dasein.

Bald fand er einen Kreis von Gesinnungsgenossen. Er wurde in die bessere französische Gesellschaft eingeführt und zwar durch Rothschild, an welchen sein Onkel ihn empfohlen hatte. Vorwiegend verkehrte er jedoch mit Deutschen wie Michael Beer, den er nicht leiden konnte, Felix Mendelssohn, Aug. Lewald, Saphir u. a. Im August 1831 traf er seinen ehemaligen Lehrer und Meister August Wilhelm von Schlegel, der sich über seinen einstigen Schüler und dessen litterarische Leistungen sehr scharf aussprach. Er hatte sogar ein bissiges Epigramm über ihn veröffentlicht, in welchem es hieß:

Deine Begeisterung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur.

Heine rächte sich zunächst durch unanständige Witzeleien in den „Pariser Briefen" und verschob die eigentliche Hinrichtung seines Gegners auf eine spätere Gelegenheit, wo er sie mit raffinirter Grausamkeit ausführte.

Börne wurde von Heine sofort aufgesucht. Die beiden bis jetzt befreundeten Männer mißfielen sich bei der ersten Zusammenkunft auf französischem Boden gründlich. Aus Heine's Feder liegt hierüber keine Aeußerung vor; Börne weiß dagegen in seinen Briefen an Madame Wohl über den Kampfgenossen nur Schlechtes zu melden [3]). Er affectire Melancholie, sei grenzenlos eitel und lebe in der gemeinsten Weise lüderlich; er habe eine Art von Lüderlichkeit, die ihm (Börne) weder in Büchern noch im Leben vorgekommen sei; er sei bestechlich, und man habe gesagt, daß er für tausend Francs das Schlechte lobe.

In der That finden wir in Heine's bald nach seiner Ankunft in Paris erschienenen Schriften eine leichte politische Schwenkung. Hierbei

[1]) II, S. 11. — [2]) II, S. 52. — [3]) Prölß 197—198.

kommen in Betracht die Artikel, welche er im zweiten Halbjahr 1831 über die Gemäldeausstellung in Paris (Bd. IV. der „Sämmtl. Werke") für das „Morgenblatt" schrieb, sowie die Briefe, welche er am 28. December 1831 der „Allgemeinen Zeitung" zusandte (Bd. V). Er spricht sich jetzt entschieden für die Monarchie aus und findet sogar in der Lehre von der absoluten Gewalt der Fürsten nichts Schlimmes (V, S. 110, IV, S. 63, 90). Das hindert ihn indessen eben so wenig wie früher, dem Königthum die Narrenkappe aufzusetzen und ihm begreiflich zu machen, daß es nur ein Königthum von Volkes Gnaden, also das Gegentheil eines Sacramentes, sei. „Die Völker sind ewig, nur die Könige sind sterblich", sagt er (V, S. 137) mit Benutzung des Mirabeau'schen Spruches [1]): „Die Privilegien werden vergehen, aber das Volk ist ewig." Eine noch stärkere Stelle (V, S. 510) strich er nach einiger Ueberlegung selbst. Einen andern Artikel, in welchem er, wie Börne erzählt [2]), den grotesken Satz vertheidigte: „Jedes Volk dürfe seinen König absetzen, wenn ihm dessen Nase nicht mehr gefiele," unterdrückte die „Allg. Ztg.".

Die Verwunderung über Heine's scheinbare Bekehrung zum „uralten Sacrament des Königthums", das er jetzt sogar in der Form des Absolutismus vertheidigte, blieb nicht aus. Gutzkow schrieb in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin [3]), nachdem er Heine Abtrünnigkeit vorgeworfen: „Nur das versöhnt mich, daß er den Umfang seiner Jacobinermütze nicht nach und nach kleiner gemacht hat, sondern plötzlich wie ein Gott mit seinem neuen Glauben, dem consequentesten Royalismus, dastand." Allgemein gerieth Heine bei den deutschen Radicalen in den Verdacht, ein Renegat aus unlautern Beweggründen zu sein.

In den Pariser Briefen spann er sein Lieblingsthema weiter (V, 149, 151). Höhere Beweggründe leiteten ihn dabei nicht, denn er gestand in einem Briefe an Varnhagen ein (Strodtmann, XX. 245): „Wenn meine Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" Ihnen gefallen, so ist es für mich tröstlich. Denn ich traue ihrem Werthe nicht; ich schrieb sie, theils um mich auch auf diese Weise geltend zu machen, theils des baaren Vortheils wegen." Diese Aeußerung stimmt genau mit jener überein, welche er von München aus machte.

Im Anschluß an diese Darlegung seiner politischen Ansichten bringt Heine Betrachtungen und Charakteristiken aus der Zeit der großen Revolution, welche vortrefflich geschrieben sind, obgleich die Brille, durch welche er die Thaten der Revolution ansieht, vieles in trügerischer Beleuchtung erscheinen läßt. Hier fällt uns vor allem die Schilderung Mirabeau's auf (V, S. 165). Er hat die Gestalt des monarchischen Revo-

[1]) Stern I, S. 281. — [2]) Dessen Sämmtl. Werk X, S. 29. — [3]) S. 75.

lutionairs, des constitutionellen Aristokraten liebevoll gezeichnet und ihr ein wenig von seinem eigenen Wesen mitgetheilt. Die bereits etwas abgekühlte Begeisterung für Napoleon I. sinkt noch um einige Grade. Schon in den Berichten über die Gemäldeausstellung bemerkte er, der Corse habe Europa's Washington werden können, er sei aber nur dessen Napoleon geworden (IV, S. 65); jetzt sagt er, St. Helena sei für den Kaiser der Ort gewesen, wo er für die Treulosigkeit gegen die Revolution, „seine Mutter, habe büßen müssen" (V, S. 195). Damit vergleiche man das IX. Capitel des „Buches Le Grand", wo St. Helena als das hl. Grab der Völker und Napoleon als der weltliche Heiland bezeichnet wird! (III, S. 160).

Ueber Louis Philipp äußert er sich wiederholt wegwerfend. Er läßt ihm als Menschen Gerechtigkeit widerfahren; als Herrscher bewitzelt und bekämpft er ihn, weil er in ihm einen verkappten Feind der bürgerlichen Freiheit wittert (V. 30, 81, 172, 176, 204). Ebenso schlimm ergeht es Guizot, der damals als Minister candidirte (V, 27. 108). Später sind diese beiden Männer in der Gunst Heine's gewaltig gestiegen — wir werden sehen, warum.

Die Berichte Heine's fanden in Deutschland und, da die französischen Zeitungen Theile aus ihnen übersetzten, auch in Paris Beachtung. Der Verfasser schwebte indessen in beständiger Furcht, wie die deutschen Regierungen und die Republicaner in beiden Ländern seine Artikel aufnehmen würden. Die Republicaner dachten aber weit weniger oft an Heine als er an sie; den deutschen Regierungen waren die Berichte freilich unangenehm, aber doch eigentlich nur, weil sie in einem so angesehenen und verbreiteten Blatte, wie die „Allgemeine Zeitung" Aufnahme fanden. Gentz schrieb in Metternich's Auftrag einen Brief an Baron von Cotta[1]), in welchem er Heine — den er als Dichter liebe — einen verruchten Abenteurer nennt und dringend ersucht, ihm die Spalten der Zeitung zu verschließen. Cotta beeilte sich, dem zarten Winke, welchem unangenehme Maßregeln folgen konnten, nachzugeben. Am 15. Juli 1832 mußte Heine seine Berichte einstellen.

Das erregte ihn derart, daß er beschloß, die Briefe sofort als Buch herauszugeben und alle Stellen aufzunehmen, welche die Censur gestrichen hatte. In einer Vorrede, welche sich hauptsächlich gegen den das Repräsentativ-System verwerfenden Bundestagsbeschluß vom 28. Juni 1832 richtete, redete er eine kühne Sprache. Er strebe, sagt er (V, S. 11 u. flgde.) ein großes Völkerbündniß an, welches gestatte, nicht mehr stehende Heere von vielen hunderttausend Mördern zu füttern. Eine

[1]) Strodtmann II S. 55.

Handvoll Junker, die nichts gelernt haben, als ein bischen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenstücke, wähnten, ein ganzes Volk bethören zu können. Die kleinen deutschen Fürsten will er nicht so sehr beschuldigen wie Oesterreich und Preußen, und von diesen Beiden will er ersteres noch schonen, weil es ein offener, ehrlicher Feind sei. Aber Preußen! Er spottet über die gelehrten Knechte an der Spree, die von einem großen Imperator des Borussenreichs träumen; „die langen Finger der Hohenzollern", denen es nicht gelingen werde, die Krone Karl's des Großen zu erfassen und zu dem Raube so vieler polnischer und sächsischer Kleinodien in den Sack zu stecken. Er traue diesem Preußen nicht, diesem langen, frömmelnden Kamaschenhelden mit dem weiten Magen und dem großen Maule und dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser tauche, ehe er zuschlage. Tief widerwärtig sei ihm dies steife, heuchlerische und scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten. Vom König von Preußen verlangt er die versprochene Constitution und er erinnert ihn in hämischen Worten an die Schlacht bei Jena. Napoleon habe damals unterlassen, Preußen völlig zu vernichten; aus Dankbarkeit habe der „preußische Esel" einige Jahre später den „sterbenden Löwen" noch mit Fußtritten tractirt. Schließlich nennt er das deutsche Volk einen riesengroßen Narren, dessen buntscheckige Jacke aus sechsunddreißig Flicken zusammengesetzt sei, dessen Schellen aus Kirchenglocken beständen, und dessen Brust von unendlichen Schmerzen durchwühlt werde. Er ergötze mit seinen Riesenspäßchen die Junkerlein, balancire unzählige Lasten auf seiner Nase und lasse viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche trampeln. „Aber," fragt Heine die Fürsten am Schluß, „habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all' die Lasten zu schwer werden, daß er euere Soldaten von sich abschüttelt und euch selber aus Ueberspaß mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daß euer Hirn bis an die Sterne spritzt?" (S. 25.) Der letzte Satz ist eine sehr belehrende Illustration zu Heine's „uraltem Sacrament des Königsthums".

Aus der Vorrede blickt überall der persönlich beleidigte Verfasser hervor, dem „ein Knecht des Bundestags" im Auftrage seines Herrn eine ergiebige Einnahmequelle verstopft hatte. Der Ton dieser Kriegserklärung schwankt beständig zwischen lächerlichem Pathos und Trivialität. Was er geschrieben, mußte allerdings, wie er selbst einsah (16. Juli 1833), ihm für immer die Rückkehr nach Deutschland versperren, und gleichzeitig beweisen (19. December 1832), daß er kein bezahlter Schuft sei. Indessen spielte ihm die Censur einen bösen Streich, indem sie die Vorrede unbarmherzig verstümmelte und manchen Satz in das Gegentheil verkehrte. Heine beklagte sich in einem höchst erregten Briefe an Campe,

wie in einer öffentlichen Erklärung bitter über ein solches Verfahren und forderte von seinem Verleger, daß die Vorrede unverstümmelt in besondern Abzügen gedruckt werde. Kaum war die Broschüre aber fertig gestellt, als Heine, dem inzwischen bange geworden war, die Weisung ergehen ließ, alle Exemplare einzustampfen. Trotzdem erschien bald darauf die unverkürzte Vorrede in einer Pariser Buchhandlung.

Die anscheinend unbedeutende Angelegenheit wirft ein helles Licht auf Heine's geheime Beweggründe. An Varnhagen schrieb er (16. Juli 1833), der Verleger habe trotz seinem Verbot, die Vorrede auszugeben, einige Exemplare derselben an durchreisende Polen geschenkt, eines derselben sei einem Deutschen in Paris in die Hände gefallen, der nunmehr die Vorrede auf eigene Faust veröffentlicht habe. Aus einem Briefe an Laube (23. November 1835) erfahren wir, die famose Vorrede sei durch den preußischen Spion Klaproth in die Welt gekommen. Am 10. Juli 1833 jedoch rühmt er sich in einem Briefe an Laube der Veröffentlichung der Vorrede, welche das Publicum belehren werde, ihm zu vertrauen, wenn er auch etwas allzu gelinde rede; er fürchte jeden Augenblick, wegen der Vorrede arretirt zu werden. Dem preußischen Gesandten in Paris aber machte er einen Besuch, um ihm die Versicherung zu geben, daß er gegen Preußen nicht so feindliche Dinge im Schilde führe, als das Gerücht ihm zuschreibe [1]).

Anscheinend hat Heine selbst jenen angeblichen „preußischen Spion" veranlaßt, die Vorrede herauszugeben, um die Schuld auf einen Andern wälzen zu können. Wir begegnen hier bei dem „todwunden Kämpfer" für die Sache der Freiheit von neuem dem Bestreben, öffentlich feindselig aufzutreten und heimlich um die Gunst der Angegriffenen sich zu bemühen. Bat er doch auch, als Graf Moltke nach Paris kam, denselben am 25. Juli 1831 um Verzeihung wegen der Vorrede, welche er zu Kahldorff's Schrift gegen den Grafen verfaßt hatte. Heine hatte immer noch die Absicht, es mit der preußischen Regierung nicht ganz zu verderben. Eine Aeußerung in Börne's Pariser Briefen [2]) deutet darauf hin, daß man in Preußen gefährliche Personen durch eine Anstellung unschädlich mache, und er nennt auch Heine dabei. Wir wissen, daß Letzterer thatsächlich in dieser Richtung Schritte gethan hat, welche er freilich am 19. November 1833 in einer öffentlichen Erklärung ableugnen konnte (VII, S. 529), weil er nie ein directes Gesuch eingereicht hatte. In Paris trieb er dasselbe Spiel weiter. Für eine sorglose Existenz hätte er viel gegeben. Eine solche zu erwerben, hatte er nach eigener Angabe (an Varnhagen, Mitte Mai 1832) oft Gelegenheit, aber es sollte

[1]) Strodtmann II, 64. — [2]) VIII, Brief 27.

angeblich unter Bedingungen geschehen, „gegen die er nicht als Patriot, sondern als vornehmer Mann eine bestimmte Repugnanz“ hatte. Also auch andere Personen, als Börne und dessen Bekannte, hielten Heine für käuflich. Etwas Aehnliches deutet Gentz in seinem Briefe an Cotta an[1]), indem er sagt: „Was ein verruchter Abenteurer, wie Heine, eigentlich will und wünscht ... mag ich nicht weiter untersuchen, obgleich es sich leicht errathen läßt.“

Verschiedene Anzeichen lassen allerdings stark vermuthen, daß Heine bei seiner politischen Schriftstellerei Nebenabsichten verfolgte. Der Verherrlicher der Revolution, der in so leichtfertiger Weise von Fürstenmord spricht, spielt sich als Vertheidiger der Monarchie auf, während er gleichzeitig gegen die Pfaffen und Junker in's Feld zog. Ein Brocken für die Radicalen, und ein Butterbrod für die Regierungen! Er trug auf beiden Schultern. „Halten Sie mich doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter!“ bittet er am 19. December 1832 Immermann. In einem Briefe an seine Mutter drückt er sich noch schärfer aus. Als er ein Jahr später den ersten Band des „Salon“ herausgegeben hatte, schrieb er ihr (4. März 1834), es seien viele Zoten darin, das sei politische Absicht gewesen. „Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblicke kein rathsames Renommée. Die Demagogen sind wüthend über mich, sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag sich einen andern Narren suchen.“ An Laube schreibt er (10. Juli 1833): „Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig als möglich. Dissimuliren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe dies nie gefürchtet.“ Aber er hat es durch sein Dissimuliren dahin gebracht, daß man ihn „verkennen“ muß. „Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken,“ gesteht er Varnhagen (16. Juli 1833), „glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen.“ Mitte Mai 1832 schrieb er Varnhagen sogar, er stehe jetzt auf dem Friedensfuß mit allem Bestehenden, und wenn er noch nicht desarmire, so geschehe es nur der Demagogen wegen, gegen welche er einen schweren Stand habe. Endlich theilt er seinem Bruder Maximilian mit (21. April 1834): „Ich will jetzt nichts Politisches herausgeben (obgleich ich dessen genug geschrieben), überhaupt will ich in dieser Reactions-Epoche nur zahme Bücher herausgeben.“

---

[1]) Strodtmann II, 55.

Ein Mann, der heimlich in solchen Winkelzügen sich ergeht, während er öffentlich mit der Idealität seiner Absichten prahlt, verdient wahrlich nicht, daß man ihn als ernsthaften Politiker und politischen Martyrer feiert.

Die Buchausgabe der Pariser Berichte erregte in Deutschland nur geringes Aufsehen. Dagegen trat Börne nunmehr entschieden gegen seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen auf. Schon im 106. Briefe[1]) gibt er ihm einen Seitenhieb; im 109.[2]) hält er blutige Abrechnung. Er läßt ihm seinen Ruhm als Dichter, wirft ihm aber in seiner politischen Schriftstellerei Mangel an Ernst und Gesinnung vor. Er nennt ihn — in Börne's Augen ein fürchterlicher Schimpf — den Jesuiten des Liberalismus und fügt hinzu: „Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen." Heine's Antwort erschien erst — nach Börne's Tode!

II.

Die Schriften über Deutschland. Die „Neuen Gedichte" und Verwandtes.

(1833—1835.)

Schon bald nach seiner Ankunft in Paris ward Heine mit dem System des Grafen St. Simon und mit einigen von dessen Jüngern bekannt. St. Simon erklärte das Christenthum für eine abgelebte religiöse Form. Seine neue verwässert-pantheistische Religion sollte eine vollständige Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse einleiten. In seinem neuen Staat sollte lediglich der Erwerb durch eigene Arbeit zulässig sein. Die Regierung wollte er unter Ausschluß des Repräsentativ-Systems in die Hände der Priester der neuen Religion legen, welche gesetzgebende und vollziehende Gewalt haben sollten.

Heine interessirte sich lebhaft für diese Ideen, welche nach seiner Ansicht „nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät in's Leben zu treten" (an Varnhagen, Mitte Mai 1832). Die tiefern Fragen der Revolution, schreibt er (10. Juli 1833) an Laube, „betreffen weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Seit durch die Fortschritte der Industrie und der Oekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen

[1]) XII, 48. — [2]) XII, 65.

sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen und weniger arbeiten und mehr tanzen werden.“ Es fiel Heine indessen nicht ein, für die Verbesserung der Lage des arbeitenden Standes auch nur einen Federstrich zu thun. Er haßte den Pöbel (VI, S. 41—44), achtete ihn aber seiner kräftigen Fäuste wegen als den wirksamsten Hebel, um den Staat aus den Fugen zu heben.

Zunächst schätzte Heine an der neuen Lehre den Haß gegen den Katholicismus; am meisten aber zogen ihn die Folgerungen an, welche St. Simon's Schüler Enfantin aus dessen Lehren zog. Enfantin baute seines Meisters System nach der sittlichen Seite aus und warf dem Christenthum vor, daß es dem Trieb des Menschen zu sinnlichen Genüssen Hindernisse in den Weg lege. „Auch in der Materie offenbare sich der Geist Gottes, und die Sinnlichkeit des Menschen sei so gut sein Werk wie das geistige Streben“ [1]). Er verlangte Freiheit des Genusses, Freiheit in der Liebe, Weiber- und Männer-Gemeinschaft.

Heine war klug genug, die letzte Forderung unbeachtet zu lassen. Dagegen stimmte er für die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches, welche auch die Parole des jungen Deutschlands wurde. Die Philosophie des sinnlichen Genusses wird das Leitmotiv seiner schriftstellerischen Arbeiten und mancher Auslassung in seinen Briefen. „Monarchie oder Republik,“ schreibt er am 23. November 1835 an Laube, „demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisirt werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie oder gar durch Absolutismus . . . für welch letztern ich gar keine große Abneigung habe. . . . Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkig. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basirt werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.“

Wir werden später sehen, was Heine unter der Idee des Lebens und unter gesunder Religion versteht.

Zuerst trat er mit seiner, wenn nicht neuen, doch nunmehr „philosophisch begründeten“ Weltansicht in dem 1833 erschienenen Buche über die romantische Schule in die Oeffentlichkeit (Elster, Bd. V). Er bekennt sich darin (S. 253) zum Pantheismus St. Simon's und wendet sich dann gegen den Katholicismus. Derselbe habe als erstes Dogma

---

[1]) Elster I, 105.

die Verdammniß alles Fleisches. Durch dieses unnatürliche Princip sei recht eigentlich die Sünde und Hypokrisie in die Welt gekommen. Durch Verwerfung der irdischen Güter und Auferlegung der „Hundedemuth und Engelsgeduld“ sei der römische Katholicismus eine der festesten Stützen des Despotismus geworden. Jetzt habe die christliche Weltansicht ihr Ende erreicht. Die Menschen ließen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen und verlangten nach den Genüssen der Erde (S. 218). Sie sei heilsam gewesen gegen den altrömischen Materialismus, aber sie habe auch Rom vernichtet. „Rom wurde durch das judäische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welkenden Gliedern entsanken und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller“ (S. 219). Im germanischen Norden dagegen wirkte das Christenthum heilsam, indem es die vollblütigen barbarischen Völker civilisirte.

In dem Buche zur „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (Bd. IV), welches zuerst französisch in der „Revue des deux mondes“, Jahrgang 1834, und Anfang 1835 als zweiter Band des „Salon“ erschien, führt er das Thema weiter aus. Die christliche Idee habe sich entwickelt aus den Lehren der Gnostiker und Manichäer, welche ihr die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem bösen, Christus und Satan, verliehen hätten. Jenem gehört die Seele, diesem der Leib. Die ganze Natur ist ursprünglich böse; deshalb muß man allen sinnlichen Freuden entsagen und den Leib, das Lehen Satans, kasteien (S. 169). „Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, ... das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, ... und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Einst, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schönern Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren“ (S. 170).

Fast denselben Gedanken hatte Heine bereits in der Beschreibung seiner italienischen Reise Ausdruck gegeben (S. 281). Dies Ideal der Freiheit sinnlichen Genusses schwebte ihm noch in seinen letzten Lebensjahren vor, als er zu Fanny Lewald äußerte[1]): „Es hat mir immer leid gethan, wenn die Häßlichkeit lasterhaft wurde; aber wenn die Schönheit sich ruinirte, that es mir weh. Es ist dies ein Ausschlag des christ-

---

[1]) Westermann Bd. 62, S. 102.

lichen Spiritualismus, das Geschlechtsverhältniß ist dadurch unheilbar corrumpirt. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizei-Ehe des Christenthums und auf der andern die Depravation, der das Concubinat anheimfällt, weil es außer dem Gesetz ist und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das alles muß geändert werden."

Fast genau dieselben Grundsätze, stellenweise denselben Gedankengang, finden wir in Bebel's Buch über „Die Frau". Er hat sich die Ansichten Heine's über den Zusammensturz der römischen Weltherrschaft und die Entstehung des Christenthums angeeignet [1]), und die Phrasen von der Zwangsehe und der freien Liebeswahl verwendet er in demselben Sinne. Ueber Bebel's Buch hat sich die liberale Presse sattsam scandalisirt, gleichzeitig aber erhebt sie entrüstet Einspruch gegen die Kleingeisterei, welche dem Vorläufer Bebel's kein Denkmal gönnt.

Enfantin hatte nur ausgesprochen, was längst Heine's Sitten-Codex bildete; Heine bemächtigte sich der neuen Formeln, entkleidete sie der überschwänglichen philosophisch-religiösen Phrasen, mit welchen „Père" Enfantin sie dem Publicum darbot, und brachte sie nun in gefälliger Gestalt wieder in Umlauf. Die Lehre vom geknechteten Fleisch, vom Ursprung der römisch-katholischen Weltansicht, von ihrer Ausbreitung und ihrem Ende ist wesentlich das Eigenthum St. Simon's und Enfantin's.

Heine zeigt dann in der Darstellung des Auftretens Luther's und in der Geschichte der Reformation neben vielen überraschend richtigen Urtheilen eine noch größere Oberflächlichkeit. Merkwürdiger Weise ist ihm Luther Vertreter des Spiritualismus. Sehr gut ist seine Schilderung der rasch eintretenden Wirkung der Reformation auf heirathslustige Mönche und Nonnen, ländersüchtige Fürsten und weltlich gesinnte Prälaten (S. 188, 189). Aber von dem segensreichen Einfluß der Reformation ist Heine überzeugt. „Indem die nothwendigsten Ansprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit" (S. 192).

Mit der Reformation, fährt Heine fort, wurde die Vernunft die oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen, und die Blüthe dieser Denkfreiheit sei die deutsche Philosophie. Er geht dann auf die einzelnen philosophischen Systeme von Descartes bis auf Schelling ein. Hervorhebung verdient die Schärfe und Consequenz, mit welcher er aus der Reformation die deutsche Philosophie und aus dieser die politische Revolution herleitet (IV, S. 293).

Heine zeichnet die verschiedenen Philosophien in großen Zügen, und bemüht sich, den innern Zusammenhang der einzelnen Systeme klarzu-

[1]) S. 40, 41.

legen. In die Tiefe geht er nicht, aber das Charakteristische weiß er scharf hervorzuheben. Er erinnert an einen geschickten Fremdenführer, der in der großen Stadt ziemlich Bescheid weiß und Herkunft und Stil der Monumentalbauten seiner wißbegierigen Gesellschaft in leicht fließender Rede zu erklären sucht. Meist weiß er auch von den manchmal wunderlichen Heiligen zu erzählen, die einst in den jetzt nur schwach bewohnten oder verlassenen Palästen hausten. Häufig fesselt der liebenswürdige Cicerone seine Zuhörer durch pikanten Anekdotenkram so sehr, daß sie ganz vergessen, wie wenig ihnen der Mann über die Bauten selber sagt. Erst wenn sie wieder im Coupé sitzen und an der Hand ihres Reisebuches das Geschaute noch ein Mal an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, finden sie, daß der gefällige Führer doch noch weit mehr hätte sagen können.

Mehr Beachtung, als der feuilletonistische Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie, verdient der Litteraturhistoriker. Sein Buch über die romantische Schule muß zu den ausgezeichnetsten Werken unserer ästhetisch-kritischen Litteratur gezählt werden. Hier ist der Cicerone nicht allein gleichzeitig feinsinniger Kenner der von ihm gezeigten Kunstwerke, sondern auch ein Meister vom Fach. Wir staunen über die Fülle litteraturhistorischen und ästhetischen Wissens. Die Folgerungen, welche Heine aus ihr zieht, fordern freilich oft unsern lebhaften Widerspruch heraus.

Nachdem Heine, wie oben angegeben, zu zeigen versucht, daß das Christenthum die Völker des Nordens vergeistigt habe, fährt er fort: Die Kunstwerke des Mittelalters zeigten mit seltenen Ausnahmen die Bewältigung der Materie durch den Geist und den romantischen Charakter, welcher sie von der klassischen Poesie streng unterscheidet. Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche darzustellen [1]) und nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole; sie machte die entsetzlichsten Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen (S. 224).

---

[1]) K. E. Franzos rühmt in der „Frankf. Ztg." (1890 Nr. 144) diese Definitionen als ausgezeichnet und als Heine's Eigenthum; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß er sie von A. W. von Schlegel geradezu entlehnt hat. In seinen 1801 in Berlin gehaltenen „Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst", welche Seuffert 1884 herausgegeben, sagt der Theoretiker der romantischen Schule (Bd. I, S. 90, 91): „Das Schöne ist eine symbolische Darstellung des Unendlichen. . . . Wie kann nun das Unendliche an die Oberfläche, zur Erscheinung gebracht werden? Nur symbolisch, in Bildern und Zeichen . . . Dichten . . . ist nichts anderes als ein ewiges Symbolisiren: wir suchen entweder für etwas Geistiges eine äußere Hülle oder wir beziehen ein Aeußeres auf ein unsichtbares Inneres." Sicher hat Heine diese Ansichten auch aus dem Munde Schlegel's selbst vernommen.

Als der Katholicismus erblich, lebte die griechische Poesie wieder auf, und in Kunst und Leben regte sich der Protestantismus (S. 227). In Frankreich gewann die neuklassische Poesie das Regiment und beherrschte von dort aus auch das übrige Europa (S. 228).

Gegen diese Fremdherrschaft erhob sich Lessing und empfahl die wahre griechische Kunst. Dadurch aber veranlaßte er thörichte Nachahmungen, und seine religiösen Forschungen riefen den plattesten Rationalismus hervor. Die Mittelmäßigkeit gewann die Oberhand (S. 230), gegen welche selbst Goethe's Genie lange Jahre erfolglos ankämpfte. Die romantische Schule aber bildete eine wirksame Reaction (S. 232). Die Gebrüder Schlegel priesen hauptsächlich die Werke der christlich-katholischen Kunst des Mittelalters als Muster (S. 233) und sie führten den Dichter an den verschütteten Quell einer naiven, einfältigen Poesie. Aber viele tranken im Uebermaß aus dem verjüngenden Quell, und sie wurden kindisch (S. 234).

Als aber die Rückkehr zum Mittelalter so innig wurde, daß viele der romantischen Dichter und Künstler zur katholischen Kirche übertraten, da schüttelte man im protestantischen Deutschland den Kopf, und als man gar entdeckte, „daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europa's verschworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entstand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland" (S. 240). Voß kämpfte gegen das jesuitisch-aristokratische Ungethüm (S. 242) und zerstörte die in Deutschland grassirende Vorliebe für das Mittelalter (S. 245). Auch Goethe erhob nun seine Stimme gegen die romantische Schule und „vernichtete den ganzen Spuk" (S. 246). Damit begründete er seine Alleinherrschaft, und von den Schlegeln sprach man nicht mehr (S. 248).

Das Bild ist im Allgemeinen richtig; im Einzelnen zeigt es Lücken und enthüllt am Schluß arge Voreingenommenheit. Heine hebt nicht hervor, daß die Romantik doch auch eine Reaction gegen den Klassicismus bedeutete, und daß die Philosophie Fichte's und Schelling's einen hervorragenden Einfluß auf die Ausgestaltung der romantischen Doctrin ausübte [1]). Daß an der Zertrümmerung der Romantik das „beleidigte protestantische Bewußtsein" nicht geringen Antheil hatte, ist sicher; zu Grunde gegangen ist aber die romantische Schule an sich selbst, da ihre

---

[1]) Haym S. 256, 773.

Hauptvertreter nicht gelernt hatten, mit ihrem Reichthum zu wirthschaften. Sie ist gestorben am embarras de richesse, und der Protestantismus gab mit Vossen's ungeschlachten Holzschuhen, um ein Lieblingsbild Heine's zu gebrauchen, „dem sterbenden Löwen den letzten Tritt". Die Jesuiten hatten mit der romantischen Schule so wenig zu thun, wie mit den Klassikern von Weimar; wäre es der Fall, so hätte Haym in seinem tendenciösen Werke über die „Romantische Schule" sie gewiß festgenagelt.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung geht Heine an die Charakteristik der einzelnen romantischen Dichter. Er beurtheilt Friedrich Schlegel noch ziemlich günstig; über August Wilhelm, den er fast nur als Uebersetzer und Metriker gelten läßt, hält er fürchterlich Gericht. Er verurtheilt seinen ehedem begeistert besungenen Meister zu langsamem Martertode und nimmt die Execution selber vor. Aber er geht doch nicht so weit, wie bei der Hinrichtung des Grafen Platen. Mit freundlichem Lächeln, unter pikanten Witzen, in tadellosem Frack und weißen Handschuhen führt er sein Opfer auf das Schaffot und befördert es mit so liebenswürdiger Heiterkeit in das Jenseits, daß der Zuschauer meint, der Gemarterte müsse selbst noch mitlachen.

Was Heine über das kritische und dichterische Können der beiden Schlegel sagt, wird man im Ganzen unterschreiben dürfen. Eben so richtig beurtheilt er Tieck. Sobald er aber einen wahren Katholiken zu charakterisiren hat, wird er ungerecht und sogar gemein. Die Bedeutung des großen Görres ist ihm durchaus nicht klar geworden. Mit wenigen Worten berührt er dessen publicistische Thätigkeit, und am Schluß beschimpft er ihn in abscheulicher Weise (S. 297). Bei dieser Gelegenheit drängt er auch in wenige Zeilen die krassen Verleumdungen gegen den Jesuitenorden zusammen (S. 299). Ebenso oberflächlich behandelt er Brentano, Novalis und E. Th. A. Hoffmann, während er von Arnim ein fein gezeichnetes Bild entwirft. Gegen den Schluß eilt er rascher vorwärts und gibt nur noch leichte Skizzen an Stelle ausgeführter Charakterbilder.

Heine's Buch ist eine gründliche Abrechnung mit seiner Vergangenheit als Dichter. Er selbst war ein Sohn der Romantik; viele Eigenschaften der schönen Mutter hatten sich auf ihren Sohn vererbt, aber von ihrer Glaubensfreudigkeit, ihrer Begeisterung für das Christlich-Schöne, war nichts auf ihn übergegangen als ein flüchtiges Interesse. Gern erkannte er mit ihr der Phantasie den größten Einfluß zu, aber er litt nicht, daß sie ihn commandirte. Sehr früh schon trennte er sich von seinen Brüdern, mit denen er in Aeußerlichkeiten bis an sein Lebensende Aehnlichkeiten zeigte, welche oft überraschend hervorsprangen;

er ging seinen eigenen Weg. Jene glaubten, was sie schrieben; um sich sahen sie die schattenhaften Gestalten schweben, welche sie ihren Freunden vorführten; Heine beschwor die Bewohner anderer Welten, vor ihm zu erscheinen und seinen Befehlen zu gehorchen. Jene schwelgten in der Schönheit der Natur; für Heine war sie oft nur geschmackvolle Decoration, der Frühlingsduft ein anmuthiges Parfüm, um seine Verehrer zu erfreuen, und seine Liebeslieder wurden oft nur gesungen des Publicums wegen. Die Romantiker unterlagen ihrer Phantasie, wie ein Monarch der Revolution; Heine bändigte sie und bezwang mit ihr einen großen Theil der gebildeten Welt. Die Romantiker waren Verschwender; Heine kannte seine Mittel und berechnete wie ein vorsichtiger Speculant, wie viel er wagen könne.

Dieser Gegensatz tritt in seinem Buche scharf hervor. Er zerlegt die Erscheinungen der christlich-deutschen Poesie und hebt ihre unleugbaren Schwächen mit eindringender Schärfe hervor; für die Größe dieser wunderbaren Litteratur-Erscheinung, für den tiefen Gehalt, der ihr zu Grunde lag, hat er kein Auge.

Seine erweiterte religiös-sittliche Weltansicht hat Heine 1834 im ersten Bande des „Salon" in Dichtung umgesetzt, welcher neben den bereits erwähnten Berichten über die Gemälde-Ausstellung eine Reihe von Gedichten, sowie „Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" enthielt. Das Urtheil über diese schamlose Bordellpoesie überlassen wir einem Biographen und Bewunderer Heine's. Strodtmann sagt [1]: „Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Lucifer's von der Höhe des Ideals in den Gassenkoth, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels. . . . . . Hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuß steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein seligmachende Fleisch wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt." Ebenso schroff drückt R. v. Gottschall sich aus [2]), den Niemand der Prüderie anklagen wird. „Hier wird der Dichter," sagt er, „ganz zum poetischen Sklavenhändler, der die Reize und Formen der feil gebotenen Schönheit besingt. . . . Das ist der offenbare, unmaskirte Scandal." Heine schadete sich durch die Herausgabe des „Salon" außerordentlich in Deutschland, so daß er fürchten mußte, neue Werke von ihm würden in seinem Vaterlande nicht mehr genügenden Erfolg haben.

---

[1]) II, 112, 113. — [2]) II, S. 61.

III.

Litterarische Streitigkeiten. Wiederaufnahme der politischen Schriftstellerei. (1836—1843.)

1836 traf Heine's litterarische Thätigkeit ein schwerer Schlag. Das junge Deutschland, zu denen Männer wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludwig Wienbarg gehörten, die an dichterischer Bedeutung an Heine nicht entfernt heranragten, ihn aber an Kenntnissen und zielbewußtem Streben überragten, predigte in zahlreichen Schriften und eigenen Journalen ein neues Evangelium der sittlichen, religiösen und politischen Freiheit. Wolfgang Menzel, der bis dahin mit den Hauptvertretern der Schule auf gutem Fuß gestanden hatte, trat von September 1835 bis Frühjahr 1836 heftig gegen sie auf, forderte die verbündeten Regierungen zu entschiedenen Maßregeln heraus und behauptete, daß der ganze Unfug von Heine ausgegangen sei. Damit that er Heine eine zu große Ehre an. Gewiß waren die Männer des jungen Deutschland in ihren Endabsichten mit Heine in voller Uebereinstimmung, gewiß hatten sie auch in der Methode viel von ihm gelernt, aber sie standen ihm persönlich fern und sie marschirten getrennt. Im Grunde waren sie auch nur eine durch die neueste deutsche Philosophie beeinflußte Nachbildung jener französischen Geistesrichtung, von der auch Heine die saftigsten Bestandtheile in sich aufgenommen hatte. Heine, der angriffslustigste Schriftsteller jener kampfbegierigen Zeit, konnte das Gleiche von Andern nicht ertragen; er gerieth über das Vorgehen Menzel's, mit welchem er wegen einer 1828 in Menzel's Litteraturblatt erschienenen ungünstigen Kritik seiner Gedichte noch abzurechnen hatte [1]), in heftige Aufregung und gab Laube am 23. November 1835 neben andern nicht auszuführenden und nicht wiederzugebenden Rathschlägen auch den, den Gegner persönlich anzugreifen. „Lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er gestänkert, die nöthigen Details geben zu einer Biographie.“ Seit jener Zeit wird Menzel in den meisten deutschen Litteraturgeschichten als verabscheuungswürdiger Denunciant behandelt. Denunciant kann man aber nicht Jemanden nennen, der in einer Zeitung erzählt, was dem gebildeten Deutschland längst bekannt war.

Menzel's Vorgehen hatte Erfolg; am 10. December 1835 erließ der Bundesrath ein Verbot (VII, 545) der sämmtlichen Schriften der genannten jungen Männer, während Preußen noch besonders gegen sie vorging. Mundt und Laube unterwarfen sich, Heine dachte nicht daran. Er hatte ein gutes „loyales und royales Gewissen“ (an Campe 12.

---

[1]) Karpeles S. 294.

Januar 1836) und glaubte, man erwarte nur Demarchen von seiner Seite, um ihn frei zu geben.

Am 28. Januar 1836 richtete er ein Bitt- und Protestschreiben (VII, S. 530) an den Bundestag, welches in jenem „Stil des keckften Tertianers" gehalten ist, den er an Herwegh tadelte (II, S. 190). Von den Gesandten wurde es gewiß mit einem Lächeln bei Seite gelegt. Preußen war indessen so einsichtig, am 16. Februar 1836 das Verbot dahin zu lindern, daß es den genannten Schriftstellern nicht jede litterarische Thätigkeit fernerhin verbot, sondern ihnen gestattete, mit ihrem Namen unter der Aufsicht der Censur zu schreiben. Heine sträubte sich in mehrern Briefen an Campe ganz entschieden, sich der Censur zu unterwerfen, und verlangte, daß sein Verleger den dritten Salon-Band unter Heine's Namen herausgebe. Indessen erklärte er sich schließlich damit einverstanden, den Band nach Gießen zur Censur zu senden. Als derselbe, mit dem dortigen Imprimatur versehen, erschien, wurde er doch in Preußen und Baiern sofort verboten. Ebenso erging es einer Broschüre gegen Menzel, die von Censur zu Censur wandern mußte, ehe die Druck-Erlaubniß ertheilt wurde.

Heine will lange gezögert haben, ehe er gegen den ehemaligen Kampfgenossen die Feder ergriff; dann aber tauchte er sie in Gift und Galle und überhäufte Menzel mit einer Fülle von Schimpfworten. Die litterarische Bedeutung Menzel's suchte er herabzudrücken, obgleich er selbst dessen Werk über die deutsche Litteratur 1828 (VII, S. 244) sehr gerühmt und in einem Briefe an den Verfasser (8. Mai 1828) als das bedeutendste Buch seit Fr. Schlegel's Vorlesungen bezeichnet hatte. Nebenbei suchte er die Wirkung seiner Broschüre durch anonyme Correspondenzen in hervorragenden Zeitungen, aus Stuttgart datirt und des Inhalts, daß Menzel sich dort in Folge der Heine'schen Angriffe nicht mehr halten könne, zu unterstützen (3. October 1837)[1]). Das Büchlein hatte übrigens geringen Erfolg. Das Publicum blieb theilnahmlos, und Menzel ließ die Herausforderungen Heine's völlig unbeachtet, was diesen mit großem Ingrimm erfüllte.

Es entspricht ganz Heine's Natur, daß er sich, als er die Verhältnisse nicht zu ändern vermochte, nach diesen richtete und sich beim Schreiben in politischer Hinsicht großer Vorsicht befleißigte. Er glaubte sogar, Fürst Metternich sei ihm im Grunde geneigt (an Campe, 23. Januar 1837) und in Preußen hätten sich die einflußreichsten Staatsmänner zu seinen Gunsten ausgesprochen (25. Januar 1837). Lewald gegenüber äußerte er Ende Januar 1838: es koste ihm nur ein Wort,

---

[1]) Vergl. auch Deutsche Rundschau 1885, I, S. 443.

die ihn beengenden Fesseln zu lösen; theils Faulheit, theils der Grundsatz des laisser venir und theils auch die Angst, man könnte die harmloseste Handlung als Servilismus auslegen, hätten ihn noch nicht dazu kommen lassen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen.

Diese eigenthümliche Politik zeigt sich im hellsten Lichte in den anfangs 1838 gemachten Bemühungen, in Paris eine deutsche Zeitung zu gründen, für welche ein ungenannter vermögender Herr ihm 150 000 Francs zur Verfügung gestellt hatte. Da sie hauptsächlich für Deutschland bestimmt sein sollte, so war Preußens Wohlwollen eine dringende Nothwendigkeit. Er richtete deshalb an den Minister v. Werther, denselben, welchem er früher (S. 83) seine Harmlosigkeit versichert hatte, die Anfrage, ob dem Debit in Preußen Hindernisse erwachsen würden, wenn seine Zeitung sich jeder Animosität gegen Maßnahmen der preußischen Regierung enthielte. In einem Briefe an Lewald (1. März 1838) spricht er sich aus, was er darunter versteht: „Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen; sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliirten finden.“ Eine merkwürdige Wandlung in sehr kurzer Zeit! Unter die wichtigen politischen Fragen, in denen Heine sich jetzt auf einmal in Uebereinstimmung mit dem verhaßten Preußen (vergl. 3. Abschnitt I.) befindet, dessen innere Politik doch eine wesentliche Umwandlung nicht erfahren hatte, gibt ein Brief an Varnhagen vom 13. Februar 1838 Aufklärung. Damals wogte der Streit um die gemischten Ehen in Preußen; der Erzbischof von Köln war bereits verhaftet, das Verfahren gegen den Erzbischof von Posen eingeleitet. Mit Bezug darauf schreibt Heine: „Ich bin der Meinung, daß in der erzbischöflichen Sache die preußische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen. Es ist ein Glück, daß dieses Uebel jetzt, in der Stillzeit, sich zeigte.“ Also jetzt, wo Preußen sich anschickte, gegen die katholische Kirche vorzugehen, erwachte plötzlich Heine's Sympathie für den gehaßtesten unter den sechsunddreißig Staaten Deutschlands! Der Freiheitsheld preist die Knute, weil sie den Rücken eines oft bekämpften Gegners trifft!

In demselben Briefe widmet er seinen rheinischen Landsleuten eine Liebenswürdigkeit, die in das Stammbuch der für ein Heine-Denkmal schwärmenden Düsseldorfer gehört: „Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsere Landsleute nie Charakter besessen, nie ein Volk waren, sondern ein zusammengelaufener Haufen, den jeder

Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensetzt — sie sind weder Deutsche noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der Erstern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letztern zu besitzen.“ Auf ein Düsseldorfer Denkmal hätten diese Worte mit der Widmung geschrieben werden müssen: „Seinem größten Lobredner das dankbare Rheinland.“

Anfangs schienen die Aussichten für Heine's Pläne günstig zu sein; er spricht sogar (6. März 1838) davon, daß ihm aus Berlin der „erfreulichste Bescheid“ zugekommen sei, aber schließlich stieß die Ausführung des Unternehmens doch auf Schwierigkeiten seitens der preußischen Regierung. Nun nahm der große Mann sich vor, das undankbare Preußen durch Stillschweigen zu strafen, und ein Buch, das er zur Vertheidigung der preußischen Kirchenpolitik gegen Görres verfassen wollte, ungeschrieben zu lassen (31. März 1838).

Andere litterarische Pläne, zu welchen er hauptsächlich durch Geldmangel veranlaßt wurde, scheiterten. Dichterisch schaffte er sehr wenig, und was er in Prosa während dieser Zeit herausgegeben, hat keinen großen Werth. Die Briefe über die französische Bühne sind sehr anziehend und geistreich geschrieben, ohne jedoch höhere Bedeutung zu besitzen. Er deckt die innere Faulheit der socialen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs auf, zeigt, wie sie sich in den Erzeugnissen der dramatischen Kunst widerspiegeln, und charakterisirt diese selbst mit Schärfe und Feinheit. Die Ehebruchsdramen, welche damals wie heute in Frankreich die Stelle der Tragödie einnahmen, geißelt er mit einem unverkennbaren Widerwillen, und sein Urtheil über den Naturalismus auf der Bühne (IV, S. 523) ist eine ausgezeichnete Mahnung für die jüngsten deutschen Dramatiker, welche mit Bölsche in Heine den Vorläufer des Naturalismus bezw. Realismus erblicken. Schade nur, daß Heine diese Grundsätze nicht auch für seine Novellistik und Lyrik in Anwendung brachte!

Die unbedeutenden Charakteristiken von Shakespeare's Mädchen und Frauen, welche Heine 1838 zu einer Anzahl Illustrationen lieferte, sind augenscheinlich als reine Brodarbeiten ohne Liebe geschrieben.

1837 gab Heine den dritten Band des „Salon“ heraus, welcher das novellistische Fragment „Florentinische Nächte“, sowie die Plaudereien über „Elementargeister“ enthielt. Das Fragment zeigt die Bestandtheile der „Harzreise“ und des „Buches Le Grand“ in feiner Mischung und könnte recht gut als ein Jugendproduct des Dichters betrachtet werden. Die Handlung ist verschwindend klein; in der Geschichte der Tänzerin Laurence hat er eine Episode seiner italienischen Reise

virt (vgl. III. S. 249). Das reiche Arabeskenwerk, in welchem heterogene Dinge in sentimental-humoristischer Weise behandelt werden, ist stellenweise von großem Reiz; ein kleines Meisterstück ist die Charakteristik Paganini's. Im Anfang der Novelle ist der Einfluß von Eichendorff's „Marmorbild" unverkennbar. Die „Elementargeister" bestehen aus einer Sammlung von Sagen und Märchen über Kobolde, Elfen, Nixen, Riesen usw., deren „wissenschaftliche" Verbindung keinen Werth beanspruchen darf [1]).

Bedeutend ist dagegen das 1840 im vierten Band des „Salon" veröffentlichte Roman-Fragment „Der Rabbi von Bacharach", an welchem Heine schon als Student gearbeitet hatte. Wir können nur bedauern, daß es nicht vollendet, bez., daß der Schluß dem Dichter verloren gegangen ist; die wenigen Blätter zeigen ein gutes Talent für culturhistorische Schilderungen. Auch die wenigen Personen, welche wir kennen lernen, sind vorzüglich gezeichnet. Das Ganze ist in einem echt epischen Ton erzählt, der uns bei Heine seltsam anmuthet.

1838 trat Heine gegen die schwäbischen Dichter auf, weil diese sich geweigert hatten, zu dem von Chamisso herausgegebenen Musen-Almanach für 1837, der mit Heine's Portrait erscheinen sollte, Beiträge zu liefern [2]). Für Heine's Rachsucht ist es bezeichnend, daß er dieser Bagatelle und einer von Pfizer veröffentlichten ungünstigen Kritik wegen eine eigene Broschüre: „Schwabenspiegel" veröffentlichte, in welcher er jene Dichter heftig in seiner geistreich-unanständigen Weise angriff. Er hatte damit wenig Glück; die Zahl seiner Verehrer vermehrte er nicht und die Zahl seiner Gegner, unter denen sich nunmehr Schriftsteller wie Alexander Jung, Melchior Meyr, der berühmte Aesthetiker Fechner, Arnold Ruge, Gustav Pfizer, sein ehemaliger Freund Rousseau, schließlich selbst, als der hitzigsten Einer, Karl Gutzkow befanden, wuchs von Tag zu Tag. Ebenso wendeten sich die in Paris lebenden deutschen Flüchtlinge von ihm ab, weil sie in ihm einen Renegaten, mindestens aber einen durchaus unsichern Cantonisten erblickten. Heine liebte es, seine Landsleute als Lumpen zu bezeichnen, doch dürfen wir der Versicherung Strodtmann's [3]), daß dem Nothleidenden seine Börse stets offen gestanden habe, Glauben schenken; Heine war nicht geizig, und achtete den Werth des Geldes immer gering [4]).

---

[1]) Elster weist in seiner Ausgabe genau nach, in welcher Weise Heine die Quellen benutzt.

[2]) K. E. Franzos in der „Frankf. Ztg." 1890, Nr. 144, 149, 155.

[3]) II, S. 216.

[4]) Der verstorbene Hofrath Dr. Haller, der in den vierziger Jahren in Paris lebte und mit Heine verkehrte, erzählte Herrn Dr. Franz Binder unter anderm: bei einem Be-

Im October 1834 lernte Heine ein junges Mädchen, Crescenze Eugenie Mirat, kennen, welches ihm eine heftige Leidenschaft einflößte. Sie war hübsch und üppig gebaut, ohne jede höhere Bildung, ja unwissend bis zum Unglaublichen [1]); sie besaß ein sehr lebhaftes, heiteres Temperament, an welchem Heine sich bis zur Ausgelassenheit ergötzen konnte, sonst aber war sie, nach Fanny Lewald's Bezeichnung, „leerste Aeußerlichkeit" [2]). Heine's Biographen rühmen von ihr Tugend und Frömmigkeit; sie nahm indessen keinen Anstand, ohne den Segen des Priesters mit Heine zusammen zu leben. Von Prüderie besaß sie jedenfalls keine Spur, wie eine von Weill [3]) mit großem Behagen ausgemalte Scene sattsam beweist.

Heine liebte Mathilde — so nannte er Crescenze — wirklich, obgleich seine Neigung nur auf sinnlichen Regungen beruhte und er ihr oft genug in krasser Weise untreu wurde und Grisetten nachlief [4]). Er sorgte für sie ängstlich, suchte ihr nach seinem Tode eine angenehme Existenz zu sichern und sah sie für seine Frau an. Die Briefe, welche er während seines Aufenthalts in Hamburg ihr schrieb, zeigen uns Heine noch ein Mal, wie er in seiner Jugend war, mit einem warmfühlenden Herzen.

Aber so sehr Heine Mathilde liebte, ihre Verbindung blieb nicht ohne die Wunde, an welcher ein jedes Verhältniß dieser Art nothwendig krankt: er traute ihr nicht und wurde, wenn er von ihr getrennt war, von heftiger Eifersucht gequält; er ließ sie bei ihren Ausgängen sogar überwachen [5]). Von ihrer Launenhaftigkeit und ihrer Wildheit hatte er viel auszustehen, wie zahllose Stellen in seinen Briefen beweisen. Schließlich gewöhnte er sich indessen auch an die Ausbrüche seines Hausvesuvs. „Zu einer Idylle machen zu wollen," sagt Camilla Selden, die es wissen kann [6]), „was der Dichter selbst nie für eine solche auszugeben gedachte, hieße Poesie auf Kosten der Wahrheit schaffen."

Selbstredend fehlte bei Heine's Lebensweise und Mathildens Unkenntniß vom Werth des Geldes ihrem Zusammenleben auch die prosaischste Seite nicht: der Mangel an Geld. Heine verdiente zwar jährlich mit schriftstellerischen Arbeiten gegen 3000 Francs und bezog von seinem Onkel eine Rente von 4000 Francs, aber diese Summe

---

suche bei Heine habe sich dieser beklagt, daß ihn wieder einmal ein deutscher Flüchtling in der Presse verunglimpft habe, worauf Mathilde (Heine's Frau) bemerkte: „Mais la redingote, que tu lui avais donnée, était encore assez bonne."

[1]) Meißner, Mein Leben, I, S. 104.

[2]) Westermann, Bd. 62, S. 107.

[3]) S. 86, 87.

[4]) „Deutsche Rundschau" 1884, III. S. 168. Briefe an Lassalle vom 10. Februar und 27. Februar 1846. Weill an mehrern Stellen.

[5]) Camilla Selden bei Schorer 1885, S. 68. — [6]) S. 5.

reichte bei weitem nicht aus, seine Bedürfnisse zu decken. Bürgschaften für Freunde kamen dazu, um ihn schließlich in eine schwere Schuldenlast zu stürzen. Er half sich einigermaßen, indem er April 183[illegible] das Verlagsrecht seiner Werke auf elf Jahre um 20000 Francs an [illegible] verkaufte; aber das genügte nicht. Onkel Salomon sträubte [illegible] zu helfen und entfachte damit in seinem Neffen wieder einmal e[illegible] heftigen Zorn über die Knickerigkeit des Millionairs. Als Salomon aber bei der Hochzeitsfeier eines Verwandten nach Paris kam, versöhnte er sich mit seinem berühmten Neffen und erhöhte sogar dessen Rente auf 4800 Francs. Nach Heine's Tode sollte die Rente auf Mathilde übergehen. Trotzdem hörte der leidige Geldmangel nicht auf.

Heine nahm nunmehr seine Zuflucht zu einem sehr bedenklichen Mittel: er wandte sich an die französische Regierung und erhielt, von 1837 oder 1838 ab, wie mancher andere Ausländer, eine Pension von 4800 Francs. Oft ist behauptet worden, er habe in einem abhängigen Verhältniß zur französischen Regierung gestanden und sei durch die Pension für litterarische Handlangerdienste belohnt worden, welche er ihr von 1840 ab durch Correspondenzen in der „Allgemeinen Zeitung" leistete. Der Schein ist allerdings gegen Heine, und es ist nach seinem Vorleben und nach dem, was er kurz vor seinem Tode that (siehe dritter Abschnitt IV), keine Ungeheuerlichkeit, den Anklagen Glauben zu schenken. Heine thut in keinem seiner Briefe der Pension Erwähnung, und bis 1848, wo nach dem Sturze der Juli-Regierung allerlei Enthüllungen aus den Staatsarchiven erfolgten, wußten nur sehr wenige Personen davon. Alexander Weill behauptet in seinen Souvenirs intimes[1]), daß Heine ihm gesagt habe: „Je ne me suis pas vendu, je me suis rendu. Je n'écris pas une ligne contre mon sentiment et mon opinion." Die „Allgemeine Zeitung" erklärte in Folge jener Enthüllungen mit feiner Bosheit, Heine sei nicht für das, was er ihr geschrieben, sondern für sein Schweigen über gewisse Vorkommnisse bezahlt worden.

Wenn wir Heine's politische Schriften von 1837 bis 1843, wo er die politischen Correspondenzen für die „Allgemeine Zeitung" einstellte — aus welchem Grunde, ist unbekannt geblieben — mit seinen frühern vergleichen, so fällt uns eine Milderung, ja Aenderung seiner Ansichten sofort auf. Die wüsten Schimpfereien gegen Pfaffen und Junker haben aufgehört; er behauptet sogar, daß das Mißtrauen gegen den Adel immer eine Ungerechtigkeit bleibe (VI, S. 311). Gegen das in Frankreich herrschende parlamentarische Regime wendet er sich in starken Ausdrücken, weil es dem König Ungelegenheiten bereite.

---

[1]) S. 51.

Seine Meinung über den früher so oft bespöttelten Bürgerkönig hat sich sehr zu Gunsten des Letztern geändert. Ende October 1840 war Guizot an die Spitze der Regierung getreten und hatte Heine, als dieser ihm einen Besuch machte, die fernere Auszahlung der Pension zugesichert. Schon am 4. November wird der Ton in Heine's Berichten ein sehr warmer, sobald er die Person des Königs und seines ersten Ministers erwähnt. Er überschüttet den Staatsmann, für den er früher nur Worte des herbsten Tadels hatte, mit ausgesuchten Lobsprüchen. Am 27. Januar 1841 schreibt er an Kolb, den Redacteur der „Allgemeinen Zeitung": „Ich habe große Furcht vor dem Greuel einer Proletarierherrschaft und gestehe Ihnen, aus Furcht bin ich ein Conservativer geworden. Sie werden in diesem Jahre an meinen Artikeln wenig zu streichen haben und vielleicht über meine Mäßigung und Aengstlichkeit lächeln. Ich habe in die Tiefe der Dinge geschaut, und es ergreift mich ein sonderbarer Schwindel; ich fürchte, ich falle rückwärts." Der Brief klingt genau so, als wolle er einer wenig schmeichelhaften Vermuthung von vorneherein den Boden entziehen.

Heine selbst hat gegen die Anklage der Bestechlichkeit wiederholt entschieden Einspruch erhoben (VI, S. 373, 524). Seine Biographen Strodtmann und Proelß halten ihn nicht für „eigentlich bestochen", meinen aber, daß die Pension seine Schreibweise beeinflußt habe. Treitschke nennt ihn[1]) ohne alle Einschränkung einen „Söldner Frankreichs", der sich „dem französischen Hofe verkauft" habe. Meiner Meinung nach liegen keine genügenden Beweise vor für die schwere Anschuldigung, Heine sei ein Soldschreiber der französischen Regierung gewesen; der Verdacht wird aber immer auf ihm ruhen bleiben, und jeder ehrenhafte Journalist wird es als sehr bedenklich bezeichnen, wenn ein publicistisch thätiger Mann von einem fremden Staate eine so ansehnliche Unterstützung in Anspruch nimmt.

Heine's Pariser Briefe sind anziehend geschrieben, wie alles, was aus der Feder des hochbegabten Mannes geflossen, und überraschen hin und wieder durch scharfsinnige Urtheile. Ich kann es ihm indessen nicht, wie seine Verehrer, zu großem Verdienst anrechnen, daß er auf die Wichtigkeit der orientalischen Frage (VI, S. 185, 186, 255) und die Gefahr des Communismus (VI, 279, 315, 316, 609) so nachdrücklich aufmerksam machte. Jenes thaten deutsche Journalisten um diese Zeit noch nachdrücklicher — ich erinnere nur an Franz von Florencourt —, und er hätte blind sein müssen, wenn er die Bedeutung der so heiß vertheidigten communistischen Theorien nicht erkannt hätte. Uebrigens spricht er

---

[1]) IV, S. 420.

vom Communismus immer mit geheimer Angst vor der Herrschaft des Pöbels, welcher jedoch der Haß gegen die Geldaristokratie die Wage hält.

1837 war Börne gestorben, dessen scharfe Angriffe Heine nicht vergessen hatte; er vergaß ja niemals eine Beleidigung. „Er konnte hassen," sagt Alfred Meißner[1]), „tief, ingrimmig, mit einer Energie, wie ich sie bei keinem andern Menschen angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte." Heine hat indessen von seinem Hasse hundert Mal mehr Beweise abgelegt, als von seiner Liebe. So lange Börne lebte, hatte er es nicht gewagt, gegen ihn aufzutreten; erst drei Jahre nach Börne's Tode hatte er den Muth, sich an seinem Feinde zu rächen. Er besaß die von ihm selbst an den Germanen gerühmte Tugend nicht (IV, 312): gegen den Wehrlosen nimmermehr das Schwert zu ziehen, den geknebelten Feind nicht anzutasten. Er folgte im Gegentheil dem von ihm scherzhaft aufgestellten Grundsatz (VII, S. 400), dem Feinde erst dann zu verzeihen, wenn er gehenkt worden sei. Sein giftiges Buch gegen Börne, welches er für sein bestes Werk hielt, ist hervorgegangen aus demselben Geiste unversöhnlicher Rachsucht, welcher seine unfläthigen Angriffe gegen Menzel, Platen, Schlegel u. A. hervorgerufen hatte, aber es ist größtentheils in einem scheinbar leidenschaftslosen Ton geschrieben, der größere Wirkung hervorbringt, als seine frühere grobe Kampfesmethode[2]).

Für Heine war die Veröffentlichung des Buches von so unangenehmen Folgen, daß er die Herausgabe schon bald lebhaft bedauerte. In ganz Deutschland, namentlich im jüdischen Theile der Bevölkerung, erfuhr seine unehrenhafte Handlungsweise die schärfste Verurtheilung. Karl Gutzkow wurde von nun an Heine's erbitterter Gegner, und dessen beste Freunde verhehlten ihm ihre Mißbilligung nicht. Die deutschen Patrioten, bei denen Börne in hohem Ansehen stand, verfolgten ihn erbarmungslos persönlich und in der Presse. Von dem Gemahl der ebenfalls schwer beleidigten Freundin Börne's, Herrn Straus aus Frankfurt am Main, wurde Heine in den deutschen Zeitungen derart angefeindet, daß er ihn schließlich fordern ließ. Straus hat sich in unehrenhafter Weise gerächt; Heine hatte aber nicht das Recht, sich darüber zu beklagen. Vor dem Zweikampf ließ Heine sich mit Mathilde kirchlich trauen, damit sie im Falle seines Todes die Rechte seiner Wittwe geltend machen könne, nachdem er die katholische Erziehung der Kinder in üblicher Weise zugesichert — er hält die Stellung dieser Bedingung seitens der Kirche für natürlich und selbstverständlich (VI, S. 65) —. Am 7. September 1844 fand das

[1]) Heinrich Heine S. 212.

[2]) Neben der Polemik gegen Börne enthält das Buch eine Reihe der bissigsten Bemerkungen über die deutschen Radicalen und Republicaner, so daß es als ein Absagebrief Heine's an seine einstigen Gesinnungsgenossen bezeichnet werden kann.

Duell statt, in welchem Heine leicht verwundet wurde. Nach dem Duell gab Heine der Frau Straus eine bündige Ehren-Erklärung, sowie das Versprechen, in einer neuen Auflage die auf sie bezüglichen Stellen fortzulassen. Der Streit nahm also ein für Heine wenig rühmliches Ende. Aber Ruhe fand er noch nicht. Die beleidigte Frau und ihr Gemahl griffen ihn und Mathilde immer wieder in Zeitungen an und ließen kein Mittel unversucht, ihm zu schaden. Heine erntete nur den Lohn seiner Thaten; wir können das Treiben seiner Gegner verurtheilen, ohne ihr Opfer zu bedauern.

IV.

Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus.

Zu den nie endenden litterarischen Kämpfen Heine's gesellte sich 1845/46 ein rein persönlicher, welchen er mit der heftigsten Leidenschaft führte. Am 23. December 1844 starb sein Onkel Salomon, der ihn zu seinem Entsetzen nur mit einem Legat von 8000 Mark bedacht und die ihm zugesicherte Rente gar nicht erwähnt hatte. In Folge dessen weigerte sich Salomon's Sohn Karl, der gegen den Dichter wegen der vielen Angriffe gegen die Verwandten seiner Frau, die Foulds, eine berechtigte Mißstimmung hegte, die Rente weiter zu zahlen. Dagegen erbot er sich [1]), dem Vetter jährlich eine Pension von 2000 Francs auszusetzen gegen die Verpflichtung, ihm alles, was er über Salomon Heine jemals schreiben werde, zur Durchsicht zu senden. Heine, der durch Mathildens Angst, in Noth zu gerathen, in die höchste Aufregung versetzt war, drohte anfangs, zu klagen, beschritt dann den gütlichen Weg und nahm schließlich die Presse zu Hülfe. „Das Beste," schreibt er an Detmold [2]), „muß hier die Presse thun zur Intimidation, und die ersten Kothwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle (dessen Schwager) werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen." Er bat ihn dann, einen Artikel zu fabriciren, in welchem der Onkel vertheidigt, der Neffe angegriffen wurde. Schlauer Weise fertigte er, wie aus einem Briefe an Lassalle vom 27. Februar 1846 hervorgeht, sogar selbst Schmähartikel gegen Heinrich Heine an, in welchen aber die Auszahlung der Pension als selbstverständlich hingestellt wurde. Ebenso trieb er Levin Schücking, Heinrich Laube, Ferdinand Lassalle und den Fürsten Pückler an, seinen Vetter durch Zeitungsartikel in Schrecken zu setzen.

---

[1]) Deutsche Rundschau 1885. I, S. 451. — [2]) Ebendaselbst.

Im Januar 1845 traf den Dichter ein Schlaganfall, welcher ihm die Augenlider und die untern Gliedmaßen lähmte, sowie ihn der Fähigkeit, zu schmecken, beraubte. Rasch nahm seine Erkrankung eine sehr schlimme Wendung, und diese erweichte den Hamburger Millionair. Er ordnete die Fortzahlung der Pension an und leistete seinem Vetter sogar noch bedeutende Zuschüsse.

Von 1847 begann für den Dichter eine fast zehnjährige Leidenszeit, deren Qualen uns mit Grauen und tiefem Mitleid erfüllen müssen. Heine hat für die Sünden seiner Jugend gebüßt, wie wohl nur Wenige büßen müssen; die einzelnen Phasen seiner furchtbaren Krankheit, der Rückenmarksdarre, sind oft genug beschrieben worden. Er hat heldenmüthig gegen den Feind angekämpft und seinen glänzenden Geist frisch erhalten bis an sein Ende. Stundenlang arbeitete er täglich trotz der wüthendsten Schmerzen, indem er sich vorlesen ließ, dictirte, dichtete, an seinen Versen feilte und Gedrucktes corrigirte. Kamen Freunde und fremde Besucher zu ihm, so entzückte er sie durch seine geistvolle Unterhaltung und seine Heiterkeit, welche von einem durchaus ungebrochenen Geiste zeugte. Er hatte diese Anregungen nöthig, denn Mathilde kümmerte sich nicht viel um den kranken Gatten und ließ ihn oft genug allein [1]). Einzelne Besucher Heine's loben sie freilich, die Mehrzahl aber äußert sich in sehr tadelnden Ausdrücken über die leichtsinnige Frau.

So lag Heine auf seinem Schmerzensbett, eine Jammergestalt. Fast kein Glied seines Körpers gehorchte ihm mehr, und sein nie ruhender Geist machte ihm sein Krankenlager zu einer doppelten Qual. Nun ging eine Aenderung mit ihm vor, welche Niemanden wundern wird, der das Ende so vieler glaubensloser Männer beobachtet hat: er wandte sich ernsthafter religiösen Dingen zu. Er kam so weit, den Atheismus für absurd zu erklären. „Ich bin kein Frömmler geworden," schreibt er am 1. Juni 1850 an Campe, „aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war (ausmerzen); die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen." Er fügt aber hinzu: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Act meines Denkens, als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewußt bin." Aehnlich sprach er sich gegen Fanny Lewald aus [2]). Darin irrt sich Heine über sich selbst; in gesunden Tagen wäre er nicht leicht dazu gekommen,

[1]) Rocca, Skizzen S. 51. Fanny Lewald in Westermann Bd. 62, 106. Am schärfsten spricht sich Camilla Selden gegen Mathilde aus. Schorer's Familienblatt 1885, S. 68. — [2]) Westermann Bd. 61, S. 134.

religiöse Dinge ernst zu nehmen, wie er denn auch selbst äußerte[1]): „In der Krankheit hat man den lieben Gott nöthig, in der Gesundheit vergißt man ihn"; und: „Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion." Sein Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero" bestätigt diese Ansicht, indem er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner „Bekehrung" hinweist. Er sagt ausdrücklich, daß er zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgekehrt sei, aber seine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten seien frei geblieben von jeder Kirchlichkeit. Er habe nichts abgeschworen, nicht ein Mal die alten Heidengötter. Im Januar 1853 veröffentlichte er im Journal des Débats eine Erklärung, daß er die crassen Religionsspöttereien in der neuen französischen Uebersetzung seiner Reisebilder, die ohne sein Zuthun erfolgt sei, aufrichtig bereue. In den 1854 erschienenen „Geständnissen" spricht er sich ähnlich aus. Aber Heine's Bekehrung war, wenn wir sie nach ihren Früchten beurtheilen, sehr zweifelhafter Natur. Die Dichtungen, welche er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens veröffentlichte, und jene, welche sich in seinem Nachlaß fanden zeigen uns im Gegentheil Religionsspötterei, Frivolität und Cynismus, verbunden mit politischem Radicalismus, in so hohem Maße, daß sie die Reisebilder noch überholen. In diesen zeigte Heine noch eine scharf ausgeprägte politische Gesinnung; jetzt macht er sich über jedes politische Ideal lustig, verhöhnt ehemalige Mitstrebende in unanständiger Weise, lästert das „Sacrament des Königthums" und begrüßt jubelnd den allgemeinen Umsturz.

In Betracht kommen hier die „Neuen Gedichte" (1844), das Sommernachtsmärchen: „Atta Troll" (in der Zeitung für die elegante Welt 1843, als Buch 1847), das Wintermärchen: „Deutschland" (1844), der „Romancero" (1851) sowie die „Nachgelassenen Gedichte".

Der Haß gegen das Christenthum feiert in all diesen Gedichten seine wüsten Orgien. Als „Adam der erste" (I, S. 301) höhnt er den lieben Gott, der ihn ohne Recht und Erbarmen aus dem Paradiese gejagt; er werde aber das Paradies nicht vermissen, weil es dort keine Freiheit gäbe. In dem berüchtigten Gedicht: „Disputation" (I, S. 464) lästert er jede Art der Gottesverehrung in abstoßender Weise. In der Aula zu Toledo, berichtet Heine, sollen vor versammeltem Hofe ein Capuciner und Rabbiner mit einander ein geistliches Turnei ausfechten. In allem, was Letzterer sagt, liegt die boshafteste Verhöhnung der katholischen Religion und ihrer Diener. Als der König die Königin um ihre Meinung fragt, antwortet sie:

[1]) S—d. in Westermann Bd. V, 265; LXI, S. 134.

Welcher Recht hat, weiß ich nicht;
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Das ist nicht „la scène la plus voltairienne, qui ait jamais imaginée le sceptique démon de son esprit“, wie Taillandier sagt (S. 140), sondern sie ist schlimmer, als Voltaire sie gedichtet haben würde. Letzterer hat nämlich denselben Vorwurf behandelt und die Scene nach China verlegt; den Schluß bildet der Vorschlag der Chinesen, die armen Narren in das Tollhaus zu sperren. Voltaire's Behandlung war für Heine noch zu anständig.

Die Lehre von der Dreieinigkeit verhöhnt Heine in „Symbolik des Unsinns“ (I, 291); über das h. Altarssacrament stößt er in „Vitzliputzli“ (I, S. 382) Voltaire nachgebildete Blasphemieen aus, und er scheut sich nicht, den Namen des Heilandes mit den frivolsten Dingen in Verbindung zu bringen („Himmelsbräute“ I, S. 358; „Der Ungläubige“ I, S. 411).

Politisch ist der Dichter wieder beim schärfsten Radicalismus angelangt, welcher, mit größtem Cynismus verbunden, widerliche Zerrbilder hervorbringt. Er beruhigt („Zur Beruhigung“ I, S. 316) die deutschen Monarchen, sich vor einem Brutus nicht zu fürchten, da Deutschland, die fromme Kinderstube, gewiß keine römische Mördergrube werde. Und wenn sich das Schreckliche doch noch ereignen sollte (II, S. 202), so würden die Deutschen ihren König nicht behandeln wie die Engländer Karl I. und die Franzosen Ludwig XVI., sondern sie würden ihn in einer sechsspännigen Hofcarosse mit beflorten Rossen zum Richtplatz kutschiren. Im „Wintermärchen“ (Gesang IV) gibt er den Rath, die Gebeine der h. drei Könige zu Köln in die Käfige am Lambertithurm zu Münster zu hängen und, wenn einer von ihnen bereits fehle, statt seiner einen abendländischen König zu nehmen. Und im Traume (Gesang VII) freut er sich, als der Henker die hl. drei Könige, die Symbole des Königthums, mit seinem Beile zusammenhaut.

Mit solchen und ähnlichen Verhöhnungen des Royalismus verbinden sich Beschimpfungen lebender Monarchen. Gemeineres ist wohl selten gedichtet worden, als die „Lobgesänge auf König Ludwig“ (II, S. 169), die gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Gedichte „Der neue Alexander“ (II, S. 174), sowie das überaus anstößige Gedicht über den Ursprung des preußischen Königshauses: „Schloßlegende“, welches Elster mitzutheilen sich gescheut hat (Reclam'sche Ausg. I, S. 348).

Hand in Hand mit diesen Ausfällen geht die Verhöhnung der deutschen Freiheitsbestrebungen und der Ingrimm über die Langmuth der

Deutschen gegenüber ihren sechs und dreißig Tyrannen. Beides zu vereinigen, konnte nur einem Charakter wie Heine gelingen. Die jungen Dichter der neuen Generation, welche wie Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath glühende Freiheitsgesänge ertönen ließen und für ihre Ideale jedenfalls männlicher als Heine eintraten, kamen ihm eben so lächerlich vor, wie einst die Burschenschaftler, obgleich doch ihre Bestrebungen zum größten Theile auch die seinen waren. Aber wo ein persönliches Interesse in politischen Dingen für ihn nicht mehr in Frage kam, dünkte ihm alles Streben gleichgültig. „Er dachte stets," sagt sein Freund Heinrich Laube [1]), „in erster Linie an seine Person, an sein persönliches Schicksal, wenn von Staatsformen die Rede war." Seine zahlreichen Briefe aus jener Zeit bekunden durchaus kein tieferes Interesse an den gewaltigen Bewegungen, welche sich im Schooße der Völker vorbereiteten, obgleich dieselben auf die Verwirklichung des angeblichen Heine'schen Ideals bürgerlicher Freiheit abzielten. Die Freiheit ist ihm nie ein Ideal gewesen. „Als vor einigen Jahren der italienische Dichter Carducci Heine in einer Ode als Freiheitshelden verherrlichte, legte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heine's früherer Secretair, der immer mit Pietät und Bewunderung von dem großen Verstorbenen geredet, eine Art Protest dagegen ein: Heine selbst habe es niemals so feierlich genommen" [2]).

Die Freiheitsdichter der vierziger Jahre verfielen aber auch seiner Rache, weil sie hochmüthig auf den gesinnungslosen verparisirten Heine herabblickten und ihn zeitweise, wie Levin Schücking sagt [3]), aus der Gunst des Publicums verdrängten. Ebenso auch die Dichter, welche die Vaterlandsliebe besangen und, wie Nicolaus Becker, den Rhein für Deutschland reclamirten. Herwegh (I, S. 310, II 190), Dingelstedt (I, S. 315, 404) sowie die politischen Tendenzdichter im Allgemeinen erhalten einige kräftige Schläge, bis der Dichter im „Atta Troll" sie alle auf das Schaffot befördert.

Aber was diese Dichter sangen, singt er auch selbst. Ironisch gibt er den Rath, („Verheißung" I, S. 312) die deutsche Freiheit solle kecker werden, aber vor allem den schuldigen Respect vor Obrigkeit und Bürgermeisterei nicht bei Seite setzen. Er höhnt die lieben Deutschen (II, S. 204), daß sie sich von der Vogelscheuche abschrecken ließen, an die blühenden Kirschen zu gehen; macht sich über den deutschen Michel lustig („Erleuchtung" I, S. 318), der sich die besten Bissen vor dem Maule wegstibitzen und sich mit dem Versprechen reinverklärter Himmelsfreude täuschen lasse. Nach den Märztagen 1848 (II, S. 187) verspottet er

[1]) Gartenlaube 1868, S. 27. — [2]) G. Brandes in der Frankf. Ztg. 24. Aug. 1889.
[3]) Westermann, Bd. 54, S. 196.

wieder den deutschen Michel, der versucht habe, sich zu ermannen und nun wieder unter der Hut von vierunddreißig Monarchen zu schlafen beginne. „Germania, das starke Kind“ (I, S. 426) erfreue sich, nachdem der starke Wind sich gelegt, wieder seiner Weihnachtsbäume; er gedenkt des heldenmüthigen Kampfes der Ungarn, die von Ochsen (Oesterreichern) und Bären (Russen) überwunden werden, während Deutschland in das Joch von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden gerathen sei.

Auch hier weist er auf die vom Communismus drohenden Gefahren hin; aber in seine Weissagungen mischt sich etwas wie geheime Freude, daß unter dem ehernen „Schritt der Arbeiterbataillone“ demnächst der Boden der modernen Gesellschaft erzittern werde. Mit dem Haß der Besitzlosen gegen die Reichen stimmt er ganz überein, und die wachsende Macht des Capitalismus entlockt ihm in grimmigem Sarkasmus die Verse (I, S. 415):

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Ironisch gibt er den Rath (I, S. 418), vor jedem goldenen Kalbe das Weihrauchfaß zu schwingen; denn die reichen Leute gewinne man nur durch Schmeicheleien; er selbst nennt die Besitzenden (II, S. 81) das „reiche Ungeziefer“, welches so mächtig verbündet sei in unsern Tagen; er betheuert in Scherz sein sollendem Ernst (II, S. 76), daß er die Reichen gern aufhängen würde, aber man mache leider aus deutschen Eichen keine Galgen für sie; er theilt, wie schon im Ratcliff, die Menschen ein in hungerige und satte, und er zeichnet unter dem Bilde der Wanderratten (II S. 203) mit sichtlichem Behagen, wie die hungerigen unwiderstehlich heranrücken und sich nicht besänftigen lassen durch „Pfaffengebete und Hundertpfünder“, sondern nur durch „Suppenlogik mit Knödelgründen“ und „Argumente von Rinderbraten“; er beschwört in einem übrigens trefflichen Gedichte (II, S. 177) die ausgemergelten Gestalten der hungernden schlesischen Weber des Jahres 1847, um durch sie einen Racheschrei gegen den König der Reichen zu begründen. All’ diesem Elend gegenüber aber will er im ersten Capitel des Wintermärchens „Deutschland“ ein neues Lied singen, nicht

„Das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.“

sondern:

> Ein neues Lied, ein besseres Lied,
> O Freunde, will ich euch dichten:
> Wir wollen hier auf Erden schon
> Das Himmelreich errichten.
>
> Es wächst hienieden Brot genug
> Für alle Menschenkinder,
> Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
> Und Zuckererbsen nicht minder.
>
> Ja, Zuckererbsen für jedermann,
> Sobald die Schoten platzen!
> Den Himmel überlassen wir
> Den Engeln und den Spatzen.

August Bebel druckt in seinem Buche über „die Frau“ [1]) einige dieser Verse mit Wohlgefallen ab und bemerkt dazu, daß Heine socialistische Anwandlungen gehabt habe.

Mit besonderm Grimme kehrt sich Heine gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, als deren Symbol er die schwarz-roth-goldene Fahne beschimpft. Er nennt (I, S. 373) ihre Farben „Affensteißcouleuren“; Erzherzog Johann, der die Wahl zum „Reichsverweser“ angenommen, verhöhnt er als „Hans ohne Land“ (II, S. 205). Das Aergste bietet der 26. Gesang des Wintermärchens „Deutschland“ (II, S. 489), wo er Deutschland in behaglicher Breite mit einem Nachtstuhl vergleicht, aus welchem der Mist von sechsunddreißig Gruben heraufstinkt. Was will es dagegen bedeuten, wenn er in dem schönen Gedichte „Deutschland“ (II, S. 167) sein Vaterland mit dem jungen Siegfried vergleicht, der einst den häßlichen Drachen — die Tyrannei natürlich — tödten und sich die goldene Krone aufsetzen wird! Demselben Gedanken hatte er übrigens bereits in den letzten Berichten aus Paris Ausdruck gegeben (VI, S. 248, 613).

Die stärksten Ausbrüche seines Hasses sind gegen Preußen gerichtet. Er plündert den Wortschatz der Fischweiber, um alles das sagen zu können, was er auf dem Herzen hat. Man lese nur ein Mal: „Wechselbalg“ (I, S. 313) „Der Kaiser von China“ (I, S. 313), Gesang III und VIII des Wintermärchens. Ja, das ganze Wintermärchen ist eigentlich ein Pamphlet gegen den preußischen Staat, welcher es versäumt hatte, sich den Dichter zu verbinden.

Männer, welche auch die Gegner mit Achtung nennen, Männer, denen er selbst Dank schuldete, werden von ihm mit allen möglichen, vielfach dem Thierreich entnommenen Titulaturen belegt. Den großen Görres nennt er (I, S. 406) eine Hyäne und dessen Sohn ein giftiges

---

[1]) 9. Aufl. S. 335.

Insect; damit ist die Art dieser persönlichen Angriffe genügend gekennzeichnet.

Die Schamlosigkeit der letzten Werke übersteigt alles Maß. Als er einen Theil der „Neuen Gedichte“, welcher im „Salon“ erschienen war, mit andern zusammen als Buch erscheinen lassen wollte, stellte Gutzkow ihm freundschaftlich vor (Prölß S. 262), daß dieselben sich als „furchtbare Nachgeburt“ früherer Gedichte doch für die Oeffentlichkeit nicht eigneten. Sofort zog Heine sein hohes Roß aus dem Stall und ritt seinem einstigen Waffenbruder mit den Worten entgegen (23. August 1838): „Wie Petron's Satirikon und Goethe's Elegieen, so sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. . . . Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften und allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. . . . Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheiratheten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage.“ Trotzdem fand Heine erst 1844 den Muth, die „Neuen Gedichte“ herauszugeben. Charakteristischer als diese, welche er in gesunden Tagen dichtete, sind jene, welche er auf dem Krankenlager verfaßte. Seine Sinnlichkeit lodert hoch empor; er verhöhnt sich selbst wegen seiner Schwäche (II, S. 51, Nr. 78, 79) und bedauert, eine Dirne, deren Bild vor seinem Geiste emporsteigt, nicht genossen zu haben (II, S. 93). Er besingt die Schönheit des Weibes in lüsterner Weise (II, S. 34), beginnt mit mehr als aristophanischer Freiheit den Gebrauch der Glieder des menschlichen Körpers zu erklären, um zu einem Schluß zu gelangen, welchen selbst Strodtmann nicht mittheilen zu dürfen glaubte (II, S. 75). Weiter vergleiche man: „Hausfrieden“ (I, S. 411), „Unvollkommenheit (I, S. 419) und das Gedicht Nr. 68, Bd. II, S. 40. Seinen ganzen Cynismus in nuce haben wir in den Gedichten „Epilog“ (II, 110), „Vermächtniß“ (I, S. 429) sowie „Testament“ (II, S. 220).

Das ist Heine, der behauptet, auf seinem Krankenlager in sich gegangen zu sein! Er ist trotz allen schönen Redensarten von Gott und Gottesfurcht der Alte geblieben. Einige der vielen Besucher haben sich allerdings von ihm täuschen lassen und in Deutschland die Mär verbreitet, der verlorene Sohn sei reuig zurückgekehrt. Andere sahen schärfer. Fanny Lewald behauptet[1]), an dem Gerede über seine Bekehrung sei nicht ein Wort wahr gewesen; die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet hätten, seien entweder von ihm getäuscht oder hätten sich selbst getäuscht. Derselben Meinung ist Adolf Stahr[2]). Alfred Meißner sagt[3]), es sei Heine nicht gelungen, sich zu bekehren; er habe immer wieder gezweifelt

[1]) Westermann, Bd. 61, S. 129. — [2]) Das. 134. — [3]) Heinrich Heine 231.

und neue Witze erfunden. Der Gedanke an das Jenseits sei ihm nur eine rheumatische Kette gewesen, die ein Leidender, der alle Heilmittel ohne Erfolg probirte, versucht, ohne an ihre Wirksamkeit zu glauben.

Ueber die letzten dichterischen Erzeugnisse Heine's vom ästhetischen Standpunkt unbefangen zu urtheilen, ist nicht leicht, da das Gefühl des Ekels zu oft den Genuß vernichtet. Aber der Gesammteindruck ist überall derselbe. Die geniale Begabung des Mannes hat dem jahrelangen Anstürmen einer furchtbaren Krankheit siegreich widerstanden. Wie früher, so bewundern wir die prächtigen Girandolen eines unerschöpflichen Witzes, den kühnen Flug einer reichen Phantasie und die, wenn auch selten sich aufthuenden Ausblicke in eine tiefe Gemüths- und Gedankenwelt. Unter den Liebesgedichten finden sich einzelne Perlen. Die ersten beiden Strophen des an Mathilde gerichteten Liedes „An die Engel" (I, S. 425) gehören zu dem Schönsten, was er gedichtet; die beiden letzten Strophen würden wir jedem andern Dichter glauben — nur Heine nicht. Weitere Lieder an Mathilde und die Mouche reihen sich diesen an. Und das an seine Mutter gerichtete Gedicht: „Nachtgedanken" (I, S. 319) ist ein vollkommenes Erzeugniß der Kindesliebe, welche Heine nie verlassen.

Ergreifend sind die Gedichte, in welchen er dem Gefühl trostloser Verlassenheit, dem verzweifelnden Gedanken, dem Tode unrettbar verfallen zu sein, der innern Zerrissenheit Ausdruck verleiht. Er ist der Welt müde, er sehnt den Tod als Erlöser aus entsetzlichen Qualen herbei; dann aber erwacht wieder seine Liebe zum Leben und kämpft mit dem unerbittlichen Thanatos einen vergeblichen Kampf. Die ergreifendste Scene aus dieser „Lazarus"-Tragödie schildert uns das Gedicht: „Mir lodert und wogt im Hirn eine Gluth" (II, S. 98).

Ueber all' diese Gedichte erheben sich jedoch wie Waldriesen über zwerghaftes Unterholz eine Anzahl Romanzen, namentlich aus dem „Romancero", sowie einzelne Theile aus „Atta Troll". Gewiß leiden viele Romanzen am Mangel eines wirkungsvollen Abschlusses; gewiß wird bei manchen die Wirkung beeinträchtigt durch den Gebrauch alltäglicher Wendungen, durch nachlässigen Versbau (meist vierfüßige ungereimte Trochäen) sowie durch redselige Breite; aber es bleibt genug übrig, was als goldecht bezeichnet werden darf. Hier thut Heine glückliche Griffe in Geschichte und Leben; er trifft den epischen Ton ausgezeichnet, stellt mit plastischer Anschaulichkeit dar und breitet über das Ganze einen wundervollen Farbenschmelz.

Das künstlerisch vortreffliche Gedicht: „Die Schlacht bei Hastings" (I, S. 339) schildert, wie Edith den bei Hastings gefallenen König Harold, der einst sie liebte, wiederfindet und zur letzten Ruhe begleitet.

Die starke Empfindung in der Brust des rauhen Weibes ist höchst glücklich ausgesprochen. Das große Gedicht: „Firdusi“ (I, S. 364) zeigt am Schicksal des berühmten persischen Sängers symbolisch, wie den Dichtern von Gottes Gnaden hier auf Erden gelohnt wird, aber auch, wie sie über die Gunst der Großen dieser Erde erhaben sind; „Spanische Atriden“ (I, S. 395) bietet einen Ausschnitt aus der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel und zeigt in packenden Bildern die Nemesis der Weltgeschichte. Voll von Bitterkeit und ungerecht, weil es den Einzelfall auf's Allgemeine bezieht, ist das Gedicht „Der Philanthrop“ (II, S. 121), aber dichterisch bedeutend; ebenso „Jammerthal“ (II, S. 124), ein in dunkeln Farben gehaltenes Gemälde aus der Zeit socialer Noth, das seine Berechtigung behaupten wird, so lange die Menschen lieben und hungern. Von denselben Gedanken durchweht ist das Gedicht: „Das Sklavenschiff“ (II, S. 117), welches noch späten Jahrhunderten Kunde von der wahren „Schmach des neunzehnten Jahrhunderts“ geben wird. Vollkommen nach Inhalt und Form ist „Der Asra“ (I, S. 357), dessen wenige, herrlich componirte Strophen immer wieder das Gemüth ergreifen. Als das beste Gedicht aber dürfte „Bimini“ (II, S. 125) bezeichnet werden, welches die nie befriedigte Sehnsucht nach der goldenen Jugendzeit tiefsinnig-symbolisch hinaussingt.

Ueber den Werth anderer Gedichte werden die Meinungen sehr auseinander gehen. „Ritter Olaf“ (I, 273) und „Rhampsinit“ (I, S. 329) scheinen mir nicht hoch zu stehen; „Pomare“ (I, S. 345) gefällt den „Modernen“ so gut, daß Grisebach[1]) darüber sagt, es sei ein brillantes Gedicht, „worin Heine die Tragik der modernen Hetäre in wenigen unvergänglichen Strichen zeichnet“; „Vitzliputzli“ (I, S. 373), ein episches Gedicht aus der Zeit der Eroberung Mexico's durch Cortez, findet ebenfalls Grisebach's höchsten Beifall[2]); ich kann mich nicht halb so hoch schwingen. Dagegen werden wohl Alle das bekannte Gedicht von den beiden Rittern Krapülinsky und Waschlappsky (II, S. 353) eben so boshaft wie komisch finden.

Heine's Polemik gegen die deutschen Freiheitsdichter der vierziger Jahre in dem großen epischen Gedichte „Atta Troll“ hat heute nur wenig Interesse; der romantische Theil des Liedes aber wird leben, so lange im deutschen Volke noch Sinn für „mondbeglänzte Zaubernächte“ vorhanden ist. Hier (von Gesang XII ab) hat sich der Dichter, wie er selbst gesteht (VII, S. 19), noch einmal allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn hingegeben und (II, S. 422) nicht das, aber sein letztes „Waldlied der Romantik“ ge-

[1]) S. 257. — [2]) S. 255.

sungen. Den vorzüglichsten Theil des Gedichtes bildet die dramatisch bewegte Schilderung der wilden Jagd (Gesang XVIII, XIX).

Das Wintermärchen „Deutschland", schildert unzweifelhaft nach Voltaire's: „Scarmentado's Reisen" mit der nöthigen dichterischen Freiheit die Erfahrungen Heine's auf seinem Ausflug nach Hamburg 1844. Die deutsche Literatur hat wohl kein Werk aufzuweisen, in welchem ein größeres Maß von Gehässigkeit, Grobheit und schneidiger Satire aufgespeichert läge. Jeder Gesang beweist das Genie des Dichters. Aber er ist nicht der Champion einer großen Idee, sondern der Knecht seines unversöhnlichen Hasses gegen Preußen, Deutschland und die katholische Kirche. Der höhere Gesichtspunkt, welcher allein der Satire Berechtigung gibt, der Ausblick auf bessere Zustände und eine schönere Zukunft fehlt hier gänzlich. Der Dichter nimmt seine Keule und schlägt den verhaßten Bau in Trümmer — was dann kommen soll, ist nicht seine Sorge. Die nihilistische Gesinnung seiner letzten Lebensjahre kommt im Wintermärchen concentrirt zum Ausdruck.

Heine war sich der vaterlandsfeindlichen Tendenz seiner Dichtung klar bewußt; keiner seiner Verehrer wird hinauskommen über die Stelle in seinem Briefe an Detmold vom 14. September 1844[1]): „Da das Opus nicht bloß radical, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich."

In Aachen sieht er zum ersten Male wieder preußische Soldaten, welche er mit den Worten schildert:

„Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Dort erblickt er auch den preußischen Adler wieder, welcher ihm die Worte entlockt:

Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

In Köln meint er sich auf jenem Boden zu befinden, wo der „Cancan des Mittelalters" von Mönchen und Nonnen getanzt wurde, wo „Dummheit und Bosheit", „gleich Hunden auf der freien Gasse" buhlten und des „Geistes Bastille", der Dom, errichtet wurde. Der Kölner Dom, prophezeit er, werde nicht vollendet, sondern als Pferdestall verwendet werden; offenbar soll diese Weissagung eine Antwort auf die Wiederaufnahme der Arbeiten sein, an welche Friedrich Wilhelm IV. am

[1]) Deutsche Rundschau 1885, I, S. 448.

4. September 1842 den Wunsch nach der Einigung Deutschlands geknüpft hatte. Dann hat er mit dem Vater Rhein eine längere Unterredung, in welcher der Alte sich bitter über Nicolaus Becker beklagt, der das Lied gedichtet: „Sie sollen ihn nicht haben"; er, der Rhein, habe im Gegentheil oft mit Thränen zum Himmel um die Rückkehr der Franzosen gebeten. Auf der Straße begegnet ihm ein phantastischer, mit einem Beil bewaffneter Geselle, der sich ihm als der „Knecht seiner (Heine's) Gedanken" vorstellt. Nachts träumt der Dichter, er sei mit dem unheimlichen Manne in den Dom gegangen und habe die heiligen drei Könige auf ihren Sarkophagen aufrecht sitzend gefunden. Er fordert sie auf, den Dom zu verlassen, weil sie der Vergangenheit angehörten und in der Kathedrale der „Zukunft fröhliche Kavallerie" hausen solle. Gleichzeitig wendet er sich zu seinem Begleiter, der den Blick seines Herrn sofort versteht, und die „armen Skelette des Aberglaubens" ohne Erbarmen niederschlägt.

In Mülheim ereifert sich Heine wieder über die Preußen, diese „spindeldürren Gäuche", die jetzt so dicke Bäuche sich angemästet hätten, die blassen Canaillen, die ausgesehen wie Liebe, Glauben und Hoffen und sich nur rothe Nasen angesoffen hätten. In Hagen freut er sich der deutschen Küche und stimmt einen augenscheinlich ernst gemeinten Hymnus auf die Westfalen an; im Teutoburger Walde gibt er eine ergötzliche Betrachtung zum Besten, was aus Deutschland geworden, wenn Varus den Cheruskerfürsten besiegt hätte. Einer Schaar von Wölfen versichert er, daß er ihnen noch immer ein treuer Mitwolf sei und nicht daran denke, Hofrath in der Lämmerhürde zu werden.

> Den Schafpelz, den ich umgehängt
> Zuweilen, um mich zu wärmen,
> Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
> Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

Bei Paderborn sieht er das Bildniß des Gekreuzigten, an welchen er eine höhnische Anrede hält, die eine Satire gegen deutsche Zustände darstellen soll. Auf der Weiterfahrt fällt ihm ein, was seine Amme ihm einst von Kaiser Rothbart im Kyffhäuser erzählte, und er knüpft daran eine prächtige Phantasie; aber hinterher kommt eine bittere Satire auf die Armseligkeit des deutschen Reiches und seine Vertreter. Rothbart ist ein gemüthlicher Antiquar, der mit der Wiederherstellung des deutschen Reiches durchaus keine Eile hat. Er erkundigt sich nach den Weltbegebenheiten während der letzten Jahrhunderte und erfährt zu seinem Entsetzen, daß man es gewagt habe, einen König und eine Königin zu guillotiniren. Rothbart geräth in großen Zorn, der sich in heftigen Ausdrücken auch gegen Heine Luft macht. Da platzen auch Heine „die

allergeheimsten Gedanken" heraus, und er beschimpft das Kaiserthum und die schwarzrothgoldene Fahne.

In Minden wird es Heine etwas ängstlich zu Muthe, weil er sich innerhalb der Mauern einer preußischen Festung befindet; er träumt Nachts sogar, daß der preußische Adler seinen Leib umklammert halte und ihm die Leber wegfresse — eine bescheidene Andeutung des zweiten Prometheus.

Ueber Hannover, das Heine Gelegenheit zu Spötteleien über dessen Herrscher gibt, gelangt er nach Hamburg. Er unterrichtet uns, unter der wiederholten Betheuerung, daß beim zufälligen Anblick des preußischen Adlers sich ihm „das Essen im Magen" herumdrehe, zunächst über Hamburger Verhältnisse und Personen, die Niemanden interessiren als Heine und die Hamburger, und führt uns dann eine Phantasie vor, deren wegen allein das Wintermärchen geschrieben ist. In einer berüchtigten Straße Hamburg's begegnet er der Göttin Hammonia, die er anfangs für eine seiner gutmüthigen Freundinnen hält. Sie führt ihn in ihre Kammer, wo er sein Portrait, mit frischen Lorbeeren umkränzt, an der Wand erblickt — an diesem Ort und in dieser Gesellschaft eine unfreiwillige Satire Heine's auf seine Muse. Sie fragt ihn, weshalb er nach Deutschland gekommen, und er entgegnet, daß es die Liebe zum — Vaterlande gewesen sei! Die Göttin gibt nun ihre Ansichten über Deutschlands Zustände zum Besten und erbietet sich, ihm die Zukunft seines Vaterlandes zu offenbaren. Sie zeigt ihm den Nachtstuhl Karl's des Großen und bittet ihn, den Deckel aufzuheben, da werde er die Zukunft erblicken.

Die Verehrer Heine's können nicht genug den Aristophanischen Witz des Wintermärchens rühmen. Ob jener „ungezogene Liebling der Grazien" im 19. Jahrhundert gedichtet haben würde, wie er es im 5. vor Christus gethan, darf man bezweifeln.

Von den prosaischen Schriften der letzten Lebensjahre: Die Tanzpoemata „Göttin Diana" und „Faust", sowie die Erläuterungen zu letzterem: „Die Götter im Exil" (eine Abhandlung über die Umwandlung der alten heidnischen Götter in moderne Dämonen), „Geständnisse" und „Memoiren" haben nur die beiden letzten Bedeutung. In den „Geständnissen" (Bd. VI) gibt er Auskunft über die Aenderung seiner religiösen Weltanschauung. Er betont entschieden seine Rückkehr zum Gottesglauben und betheuert hier, wie schon drei Jahre zuvor im Vorwort zum „Romancero", daß er alles nicht geschrieben haben möchte, was er gegen das Dasein Gottes je veröffentlicht; indessen sind seine Versicherungen manchmal so ironisch gefärbt, daß wir an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. Vom Atheismus will er nichts mehr wissen (VI, S. 41), weil er schon bei „Schmierlappen

von Schuster- und Schneidergesellen" heimisch geworden, und weil er ein Bündniß geschlossen mit dem Communismus (VI, S. 42). Dieser aber bedeute den Tod der Civilisation, ein Gedanke, den er auch an andern Stellen ausführt (VII, S. 143, 144, 418, 419).

Das sind keine ernsthaften Gründe, seine Ueberzeugung zu ändern. Hier zeigt sich in Heine nicht allein der Poet, sondern auch der Genußmensch, welcher den communistischen Zukunftsstaat trotz der Gewährleistung großer „sittlicher" Freiheit nicht lieben kann, weil er ihn in anderer Weise beschränken würde. Er ist zu „fein", um sich noch mit dem einst so geliebten, jetzt tief gehaßten (VI, S. 43) Volke gemein zu machen, dessen gewaltige, die Revolution machenden Fäuste er jedoch zu schätzen weiß.

Heine's Memoiren (VII) erschienen erst nach seinem Tode und zwar nur in einem Bruchstück, welches seine Jugendjahre behandelt. Sie bieten anziehende Schilderungen, aber nur wenig Material für sein Leben und seine Charakteristik.

Sehr interessant ist sein Verhalten gegenüber Napoleon III. Am 21. April 1851, also vor dem Staatsstreich, schreibt er an Kolb, er sei mit Leib und Seele für den Präsidenten, weil derselbe ein Neffe des Kaisers und ein wackerer Mensch sei und durch die Autorität seines Namens größerm Unheil entgegenwirke. Nach dem 2. December 1851 ändert sich seine Meinung. Er äußert Kolb (13. Februar 1852) seine Freude, daß Napoleon die Dummköpfe der Kammer übertölpelt habe, gleichzeitig aber auch seinen Schmerz, daß nun die schönen Ideale von Freiheit und Gleichheit zertrümmert am Boden lägen. Da kommt mit dem 2. December 1852 die Wahl Napoleon's zum Kaiser und mit diesem Tage singt er ein anderes Lied. Er nennt (VI, S. 543) den 20. December[1]) 1852 die vollständige Genugthuung für das bei Waterloo gekränkte Nationalgefühl der Franzosen und freut sich in tiefster Seele dieses Triumphs, wie er einst die Niederlage so schmerzlich mit empfunden (VI, S. 538). Das war selbst Heine's Verleger zu viel, und er schrieb ihm (17. April 1854[2]): „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung in's Gesicht." Heine war in Folge dieses Briefes klug genug, den „Waterloo" überschriebenen Theil aus den „Geständnissen" zurück zu halten.

Gewiß that er es mit schwerem Herzen, denn er hatte eine bestimmte Absicht: er wollte Napoleon III. sich günstig stimmen, wie er es schon bei andern Fürsten versucht hatte. Camilla Selden, seine Verehrerin, erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit, indem sie, anknüpfend an die

---

[1]) Wo einzelne Mächte Napoleon III. bereits anerkannt hatten. — [2]) Strodtmann II, 434.

beständige Geldnoth der Eheleute Heine, sagt [1]): „Verbürgen kann ich indessen die Thatsache, daß Heine, der von dem Wahn besessen war, sich für einen bedeutenden Politiker zu halten, gerade zu der Zeit Versuche gemacht hat, mit der Regierung des zweiten Kaiserreichs Fühlung zu gewinnen, als sein Tod diesem eben so erniedrigenden als unbedachtsamen und kindischen (!) Unterfangen ein jähes Ende bereitete." Wir haben keinen Grund, diese Aussagen einer intimen Freundin Heine's, die in den letzten Lebensjahren fast täglich um ihn war, zu bezweifeln.

Die letzten drei Lebensjahre brachten Heine neben seinem körperlichen Leiden auch viel seelisches Ungemach. Die Zahl seiner Gegner in Deutschland stieg, und die Zeitungen richteten manchen scharfen Angriff gegen den einst so gefeierten Mann. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte 1854 [2]) einen längern Schmähartikel, der vernichtend wirken mußte. Er kam zu Heine's Kenntniß und regte ihn furchtbar auf. Er wurde immer einsamer. Die Franzosen schienen ihn vergessen zu haben [3]), und Deutsche kamen nur selten an sein Krankenlager. Letztere schieden von ihm mit den Gefühlen tiefsten Mitleids und hoher Bewunderung ob seines Leidens und seiner ungeschwächten Geisteskraft. Mehr als einer aber äußerte [4]), daß man ihm gegenüber zu einem reinen und freien Empfinden nicht gelange, daß er abwechselnd anziehe und abstoße. Sein Freund Heinrich Laube, der ihn 1855 noch sah, drückt sich noch schärfer aus [5]): „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von unten auf absterbende Creatur, welche unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus. Die ganze Wahrheit zu gestehen, dieser letzte Eindruck war, abgesehen von natürlichem Mitleiden, sehr peinlich."

Nur einige weibliche Verehrerinnen, unter denen die Mouche (Camilla Selden) an erster Stelle zu nennen ist, blieben ihm treu.

Von Winter 1854/55 an war Heine's Leiden ein langsames, aber heldenhaft ertragenes Sterben. Am 17. Februar 1856 endlich hauchte er seine Seele aus.



[1]) Schorer 1885, S. 408. — [2]) S. 4313. — [3]) Meißner, Geschichte meines Lebens I, 216. — [4]) z. B. Fanny Lewald, Westermann Bd. 61 S. 129. — [5]) Gartenl. 1868, S. 27.

Vierter Abschnitt.

Allgemeiner Ueberblick.

Walter Scott sagt über Lockhart's Biographie des großen schottischen Dichters Robert Burns: „Er ist mit Verstand über des Dichters Laster und Thorheiten hinweggegangen; denn nachdem sein Körper starr und unbeweglich und gereinigt vor uns liegt, sollte der Charakter eines so unnachahmlichen Genius wie Burns mit Nachsicht behandelt werden. Die Kenntniß seiner Laster und Schwächen ist nur ein Gegenstand des Kummers für den Wohlgesinnten und ein Triumph für den Bösewicht."

Der Satz hat eine gewisse Berechtigung, aber er verliert sie sofort, wenn ein die litterarische und politische Erörterung beschäftigender Schriftsteller auf ein Piedestal erhoben wird, welches ihm nicht zukommt. So lange man Heine als den Vorkämpfer freiheitlicher Ideen, als den Morgenstern einer schönern Zukunft, als einen echten Patrioten preist, wird immer wieder die Opposition aus den „Schwächen" des Dichters nachzuweisen haben, daß seine Büste auf jenem Piedestal keinen Platz finden darf.

Vorkämpfer freiheitlicher Ideen verdient nur genannt zu werden, wer für die Allgemeinheit kämpft und persönliche Interessen aufgibt. Durch Heine's gesammte litterarische Thätigkeit aber läßt sich der blanke Egoismus genau verfolgen. In seinem mehrere starke Bände umfassenden Briefwechsel spielen, von einzelnen Andeutungen abgesehen, die „Weltinteressen" keine Rolle. Die Leiden der Menschheit lassen ihn kalt, seine eigenen erhitzen ihn bis zum Fiebergrad. „In meiner Wiege lag schon meine Marschroute für das ganze Leben," schreibt er (16. Juli 1833) an Varnhagen. Sich geltend zu machen, sich zu erheben trotz der Centnerlast, welche an seinen Füßen hing, sich zu einer angesehenen Stellung in eben jener Gesellschaft aufzuschwingen, welche den Juden auszuschließen suchte, das war das eigentliche Ziel seiner Agitation für die freiheitlichen Ideen. Er selbst gesteht mehrfach ein, daß er der Renommage wegen schreibe.

Derselbe Mann, der lange Zeit als Vorkämpfer der bürgerlichen Rechte gegen die bevorrechteten Klassen galt, hat sich oft genug bereit gezeigt, das Schwert in die Scheide zu stecken, das sacrifizio dell' intelletto zu bringen, um materieller Vortheile willen. Der Wechsel wurde ihm um so leichter, als er zu einem festen System politischer Meinungen nicht gediehen ist. Er zeigt sich schwankend und widerspruchsvoll, ohne den

Sprung an's andere Ufer zu motiviren. Er läuft davon, so bald man ihn auf ein politisches Dogma verpflichten will. So bald man Consequenz von ihm verlangt, sucht er sich einen andern Weg und bekämpft seine einstigen Bundesgenossen. Er will keinen Fractionszwang, er will als Wilder umherschwärmen, ohne zu bedenken, daß der Wilde machtlos ist trotz seiner vergifteten Pfeile.

In seiner Jugend und im beginnenden Mannesalter ist Heine ein begeisterter Verfechter der Principien von 1789. Allmälig verdichtet sich sein Geschimpf gegen die bevorrechteten Stände zur Forderung einer Verfassung und zu der Erklärung, daß der einzige Quell der Souverainetät im Volke liege. Das Königthum will er geachtet wissen, so lange es dem Volkswillen sich fügt. Damit verbindet sich ein wüthender Haß gegen Preußen, weil dieses den Absolutismus am strengsten von allen Monarchieen festhält. Aber er ist bereit, zu „transagiren“, er bietet dem König von Baiern seine Dienste an, und er erbittet sich von dem elendesten der von ihm mißhandelten Sedezdespötchen einen Orden aus. Sein Haß gegen die Aristokratie hält ihn auch nicht ab, in seinen Briefen mit seinen adeligen Bekanntschaften und den Gunstbeweisen aristokratischer Damen zu prahlen.

Mit Heine's Uebersiedelung nach Paris beginnt der zweite Abschnitt seiner politischen Entwickelung. Sein Haß gegen Preußen lodert hoch empor — dann sinkt die Flamme, und aus der Asche erhebt sich Heine als der Verfechter der preußischen Politik, als Gegner des Parlamentarismus, der deutschen Constitutionellen und Radicalen und als verschämter Lobredner des Absolutismus. Gleichzeitig schlägt er in seinen litterarischen Erzeugnissen einen mildern Ton an und vermeidet alles, was Louis Philipp und Preußen reizen könnte.

Möglich, daß Heine's Ansichten über das Repräsentativsystem sich einigermaßen änderten, als er in Paris die widerwärtigen Wahlkämpfe und die Ohnmacht des dortigen constitutionellen Königthums beobachten konnte — Hauptursache seiner Wandlung waren die französische Pension und die Hoffnung auf die Gunst der preußischen Regierung.

Aber er hat keinen positiven Erfolg: Preußen weist seine Versuche zur Annäherung zurück, Frankreich steckt seiner Preßthätigkeit engere Grenzen und mit 1848 hört auch seine Pension auf. Damit beginnt der dritte Abschnitt. Heine wird wieder der ingrimmige Feind Preußens, er geht über die radicalen Ansichten seiner Jugend noch hinaus, er besitzt kein politisches Ideal mehr, er spottet über Bestrebungen, welche er im Grunde selbst theilt, und er sieht mit offenbarer Freude die Vorbereitung des allgemeinen Umsturzes.

Diese Erklärung seiner politischen Wandlungen aus Heine's ungezügeltem Egoismus ist jedenfalls annehmbarer, als der Rechtfertigungsversuch von Georg Brandes, welcher in den Worten gipfelt[1]: „In Heine's Seele war nicht ein conservativer Blutstropfen. Sein Blut war revolutionair. Aber eben so wenig war in seiner Seele ein demokratischer Blutstropfen. Sein Blut war aristokratisch, er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen. Er klatscht Beifall, wenn er in seinem historischen Rückwärtsschauen oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotinirt werden sieht. Aber er will Cäsar geben, was Cäsar's ist." Damit ist Heine's Napoleon-Cultus erklärt, sonst aber nichts.

Weit einfacher liegt die Entwickelung seines religiösen Denkens. Er ist ein Feind aller Kirchlichkeit und des „Pfaffenthums" geblieben bis an sein Ende; die katholische Kirche hat er in ihren ehrwürdigsten Einrichtungen auf die gemeinste Weise verhöhnt, und seine Betheuerungen, daß er in den letzten Lebensjahren noch gottesgläubig geworden, müssen wir mit einem starken Fragezeichen versehen. Der Hauptgrund dieses Hasses ist nicht in seiner jüdischen Abkunft allein zu suchen, sondern in dem Umstande, daß er die katholische Kirche als Vertreterin eines sinnenfeindlichen Spiritualismus betrachtet. Freund des Protestantismus ist er gleichfalls nicht, aber an diesem lobt er geradezu, daß er die „Ansprüche der Materie legitimirt" habe. Sein Haß gegen die katholische Kirche, die Verfechterin der Heiligkeit und Unlösbarkeit der Ehe und die Lobrednerin der Jungfräulichkeit ist der Haß des Genußmenschen, der das starke Bollwerk gegen die Sünde zertrümmern möchte.

Heine hat den von den Romantikern in die deutsche Litteratur eingeführten Individualismus auf die Spitze getrieben, so daß man mit Julian Schmidt sagen kann: kein Dichter habe je mit einer so ausdauernden Zudringlichkeit die Welt mit seiner eigenen Person beschäftigt. Wenn er schreibt und dichtet, so hat er nur Dinge im Auge, welche ihn angehen und ihn interessiren. Nur wenige Schriftsteller haben für so viele Fragmente die Aufmerksamkeit der Welt beansprucht. Er prahlt mit seinen Leiden und eröffnet mit einer gewissen Coquetterie sein schmerzzerrissenes Herz. Er betheuert, die großen Schmerzen der Menschheit tragen zu müssen und kommt in seinen pessimistischen Betrachtungen oft genug zu dem Ergebniß, daß Nichtsein dem Sein vorzuziehen wäre. Er sieht überall im Leben, was Ibsen und seine Schüler heute die „große Lüge" der Gesellschaft nennen würden:

---

[1]) VI, S. 133.

Ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich schaue durch die steinern harten Rinden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,
Und schau' in beiden Lug und Trug und Elend . . .
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.

Heine's Briefe geben reiche Illustrationen zu diesen Worten. Sie enthüllen ein heftiges, selbstquälerisches Temperament, welches geneigt ist, alle Menschen für Feinde zu halten. Er nennt das Leben eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth[1]). Er fühlt den süßen Schmerz der Existenz, fühlt alle Freuden und Qualen der Welt, er leidet für das Heil des ganzen Menschengeschlechts[2]), und findet das Leben so fatal ernst, daß es nicht zu ertragen wäre ohne die Verbindung des Pathetischen mit dem Komischen[3]).

Die meisten seiner Lieder singt er mit dunkeler Vocalisirung; er spinnt, um mit Arnim zu reden, Saiten aus seinen Eingeweiden, um ein Lied darauf zu spielen; er sucht die Lust der Gegenwart oft mit dem Hinblick auf die düstere Zukunft zu vernichten; er schwelgt in Todes- und Grabes-Gedanken.

Die Verehrer Heine's nennen das Weltschmerz und finden in seinen Liedern und Schriften „die schwermüthigen Moll-Accorde des Pessimismus". Als ob das Weltschmerz wäre, wenn man die eigenen Leiden fühlt, aber die Schmerzen der Menschheit zu durchkosten vorgibt! Der „Menschheit ganzer Jammer" hat Heine nur in so weit angefaßt, als auch er unter ihm litt, oder vielmehr, seinen eigenen Jammer dichtete er der Menschheit an. Weil sein Herz eine Krankenstube war, sollte die Welt ein Lazareth sein. Sein Weltschmerz wurzelte in der Betrachtung nicht des Allgemeinen, sondern seiner eigenen Lage. Der echte Weltschmerz aber, wenn es überhaupt einen gibt, vergißt sich selbst über dem Ganzen und findet im Hinblick auf das Jenseits die Kraft, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Aber davon wollte Heine eben so wenig etwas wissen, wie sein genialerer Genosse Byron und der wissenschaftliche Begründer des Weltschmerzes, Arthur Schopenhauer. Es fiel Letzterm nicht ein, das Leben als das zu nehmen, als was er es definirte: als große Mystification[4]), als Ort der Strafe und Buße[5]), als eine Aufgabe zum Arbeiten[6]),

[1]) III, S. 393, 394. — [2]) III, S. 225. — [3]) III, S. 166.
[4]) II, 657. — [5]) II, 666. — [6]) II, 652.

sondern er benutzte es als das, was es nach seiner Ansicht nicht sein sollte, als ein Geschenk zum Genießen. Ebenso machten es Heine und Byron. Heine „büßte die Sünden des Menschengeschlechts“, aber er genoß sie auch[1]) bis zur Entnervung.

Aber Schmerzen litt er, das ist keine Frage, vor allem manchfachen Liebesschmerz. Hehn meint in seinen „Gedanken über Goethe“[2]), Heine habe kein Gemüth, wohl aber das Talent der Nachahmung in hohem Grade besessen. „Wie mancher seiner Stammesbrüder mit der Zunge so kunstreich schnalzen kann, daß man wirklich eine Nachtigall zu vernehmen glaubt, wie ein anderer Art und Stil »berühmter Muster« genau treffend wiedergibt, wie in langen Jahren der »Kladderadatsch« in allen lyrischen Formen aller Dichter und Dichterschulen sich erging, so wußte auch Heine die einfältige Treue des Volksliedes, die Phantasieen E. Th. A. Hoffmann's und der Romantik, Goethe's Herzenslaute und melodiösen Gesang mit so virtuoser Kunst nachzupfeifen, daß man sich täuschen ließ und die Similisteine für echte hielt.“

Dieses Urtheil geht von der Ansicht aus, daß das Gefühl eine christlich-germanische Stammeseigenschaft sei. Aber es ist falsch. Heine hat in seiner Jugend wirklich geliebt und jedes Mal unglücklich; seine Briefe aus jener Zeit tragen den Stempel der Wahrheit. Er hat seine Mutter, seine Geschwister und vor allem Mathilde aufrichtig geliebt. Und davon abgesehen, sollte denn ein Mensch so gottverlassen sein, daß nicht auch bessere Gefühle in seiner Brust ihren Einzug hielten?

Heine konnte leidenschaftlich, aber nicht tief empfinden; in seinen Briefen zeigt sich neben hoffnungsfreudigem Aufjauchzen die ärgste Verzweiflung und neben dieser der selbstvernichtende Spott. Sein scharfer Verstand brach immer wieder durch und geißelte die Thorheit, sich einem Gefühle so lange hinzugeben. Seine Jugend-Neigungen haben ihn nicht geläutert. Seine glühende Sinnlichkeit, die frühreife cynische Welterfahrenheit, die er unter den sittenlosen Millionairen Hamburg's angesammelt hatte[3]), zogen ihn in den Pfuhl der Gemeinheit. In den Armen liederlicher Dirnen vergaß er die vielbesungene Geliebte, und mit derselben Hand, welche duftige Lieder niederschrieb, zeichnete er die Verherrlichung des Fleisches. Und als das Bild der Geliebten ihm immer mehr entschwand, kamen ihm die Augenblicke bessern Gefühls immer seltener, bis sein Geist umgeben war von den dichten Nebelschleiern der Begierde. Der Dichter des Liedes: „Du bist wie eine Blume“ spricht jetzt dasselbe Gebet nur noch über dem Scheitel der Phryne.

Hier ist der Punkt, wo Heine's Einfluß auf die deutsche Dichtung geradezu verderblich wird. Er hat, die französischen Schriftsteller des

[1]) III, 225. — [2]) 159. — [3]) Treitschke III, 711.

vorigen Jahrhunderts und von den englischen Fielding zum Muster nehmend, die Dirnen in die deutsche Dichtung eingeführt, mit welchen Goethe bereits den Anfang gemacht hatte. Aber welch ein Abstand zwischen Goethe's Philine sowie der Heldin der „Römischen Elegieen" und ihren Schwestern in Heine's Dichtungen! Der große Dichter hat es verstanden, sie einigermaßen aus dem Schmutz zu erheben und der ästhetischen Beurtheilung zugänglich zu machen; Heine's Damen in „Die Bäder von Lucca", „Die Stadt Lucca", „Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopsky", „Neue Gedichte" usw. haftet der Schmutz der Straße an, von welcher sie aufgelesen sind. Goethe gibt lüsterne Schilderungen, Heine schmutzige. Da kann allerdings die Frage offen bleiben, welche von beiden Arten die verwerflichste ist. Aber Heine's Jünger folgen nicht dem Alten von Weimar, sondern dem Jungen in Paris, der über das Feingefühl der Damen spottete, für welche schließlich nur noch Eunuchen schreiben dürften, so daß am Ende deren Geistesdiener im Occident eben so harmlos würden, wie ihre Leibdiener im Orient (III, S. 97). Sie bemühen sich, aus Heine's Werken die Paragraphen einer neuen Aesthetik zu formuliren, deren Befolgung sie litterarisch noch früher ruiniren wird, als es bei Heine geschehen.

Hunderte dichten und schriftstellern heute in Heine's Geist, keiner mit seinem Esprit. In keinem findet sich diese wunderbare Mischung von Phantasie und Verstand, Witz und Gemüth, Humor und Spott. Die widersprechendsten Eigenschaften sind in der Seele dieses Mannes vereinigt und lassen sie nicht zur vollen Harmonie aller Kräfte gelangen. Daher in seinen Werken der beständige Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman, aus welchem schließlich der letztere als Sieger hervorgeht. Und diese Disharmonie im producirenden Dichter geht auf den genießenden Leser über. Heine's Dichtung ist ein Meer mit seiner Erhabenheit und Schönheit, seinem Frieden und seinen Schrecknissen. Das Schönste und Häßlichste liegt in ihr dicht neben einander, und wir sind nie sicher, ob wir nicht aus dem Blumengarten in eine Pfütze gerathen. Sobald wir aber den Ekel, welchen der Dichter uns so häufig zu verkosten gibt, überwunden haben, greift die Bewunderung für einen so reich begabten Geist Platz, der in der deutschen Litteratur einzig dasteht und in der Weltlitteratur nur wenige Genossen hat. Die Natur goß das Füllhorn der Geistesgaben verschwenderisch über den Judenjungen der Bolkerstraße aus und gab ihm die Mittel, das Höchste zu erreichen. Sie verlieh ihm eine reiche, äußerst bewegliche Phantasie mit nie ermüdender Flugkraft, eine Phantasie, welche immer auf das Gegenständliche gerichtet ist und sich in den Nebelwelten nicht verliert; eine Phantasie, welche mit dem lebendigsten Farbensinn die Kraft scharfer Skizzirung verbindet,

dazu einen scharfen Verstand, welcher bald die Phantasie zügelt, bald mit ihr sich entzweit, ein umsichtiger Mentor, aber auch ein kalter Kritiker. Dadurch entsteht in Heine's Dichtungen jenes Unberechenbare und Sprunghafte, welches sich bei keinem andern Schriftsteller in gleichem Maße findet und bei der Lectüre die gemischtesten Gefühle hervorruft. Die romantische Ironie ist in Heine bis zu jenem Punkte gelangt, wo die Zersetzung ihren Anfang nimmt.

Aber noch ein anderes ließ eine volle Harmonie nicht aufkommen: Heine war bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre nervös leidend, dann kam eine Zeit rüstiger Gesundheit, bis mit seinem vierzigsten Lebensjahre eine neue Leidensperiode anbrach, welche seine Schmerzen bis zur Unerträglichkeit steigerte. Selten war es ihm vergönnt — in wie fern er sein Leiden selbst verschuldete, kommt hierbei nicht in Betracht —, in andauerndem Fluß und in gleicher Frische zu schaffen; oft genug weigerte sich der Körper, der Phantasie Gefolgschaft zu leisten. Dann überkam den Dichter eine Grämlichkeit, ein Mißmuth, eine Kampfslust, welche schließlich an den eigenen Schöpfungen sich versuchte.

Anderseits ließ der Dichter kein Mittel unversucht, sich zu bilden. Selten ist wohl ein junger Dichter so früh über sich selbst klar geworden, wie Heine. Er hatte erkannt, daß seine geistige Anlage ihn zur Romantik drängte; gleichzeitig aber hatte er eingesehen, daß, um die Wunderschätze der romantischen Dichtung zu heben, eine andere Wünschelruthe als jene der Romantiker nöthig, daß der romantische Inhalt der Dichtungen plastisch zu gestalten sei. Diesen Grundsatz machte er zur Richtschnur seines dichterischen Schaffens. Immer schafft er anschaulich, in scharf umrissenen Gestalten.

Wenn man an seine Lieder den hohen Maßstab legt, mit welchem Carriere [1]) in folgendem Satze den Lyriker gemessen haben will: „Weil er wesentlich sich selbst darstellt, muß sein Selbst ein großes, sangeswürdiges sein, er muß ein Universum im Busen tragen, und seine Individualität zu der Höhe des edelsten Menschenthums erheben" — so können sie nicht bestehen, und wohl aus diesem Grunde wendet ihn Carriere bei Heine — nicht an! Heine hat im „Buch der Lieder" von einem ideellen Gehalt völlig abgesehen und die Liebe zum alleinigen Gegenstand seiner Lieder gemacht. Dadurch hat er den Ton angegeben für ein ungeheueres Flöten-Corps auf dem deutschen Parnaß. Der liebegirrende Jüngling dichtet Heine'sche Lieder und zerreißt sich vor Schmerz und Sehnsucht; in der Novellen-Litteratur geht Heine's Geist um und dirigirt ein zahlreiches Orchester guter und schlechter Musicanten. Heine

---

[1]) S. 378.

trägt einen großen Theil der Schuld, daß unsere neuere schöngeistige Litteratur in so greulicher Weise verweichlicht ist, und daß das Ewig-Weibliche so viele Dichter hinan- und eben so viele hinabzieht.

Heine hätte mit seiner ganz hervorragenden Gestaltungskraft Meisterwerke schaffen können, wenn ihm nicht, seiner innern Zerrissenheit entsprechend, die „Gabe der Architektonik“ gefehlt hätte.

In sich abgeschlossen und völlig abgerundet erscheint nur das „Buch der Lieder“, welches, obgleich aus hundert einzelnen Theilen bestehend und ohne Rücksicht auf einheitliche Zusammenfassung gedichtet, fast wie ein absichtsvoll zusammengefügtes Kunstwerk auftritt; es steigt stufenförmig empor und zeigt in den Nordsee-Hymnen den Dichter auf dem Gipfel der Vollendung. Aber obgleich reich an Empfindung und manchfaltig im Ausdruck des Gefühls der Liebe, leidet es doch an Einseitigkeit. Auch das Thema der Liebe, welches nach Rückert unerschöpflich sein soll, kann ausgesungen werden, ohne daß der Dichter deshalb die Ewigkeit erringt, und Heine hat es dermaßen ausgenutzt, daß nur ein verliebtes Mägdlein den ganzen Band ohne Uebersättigung durchzukosten vermag.

Neben manchen werthlosen Liedern und offenbaren Wiederholungen enthält das „Buch der Lieder“ einen reichen Strauß der schönsten Gedichte, welche unsere Litteratur aufzuweisen hat, Gedichte, welche Heine's Weissagung wahr gemacht haben, daß man einst seinen Namen neben dem Goethe's nennen werde.

Reicher und manchfaltiger ist Heine als Prosaist. Er gebietet über ein ganzes Armeecorps von Ideen und Anschauungen; er überschaut leicht verwickelte Verhältnisse; er hat Sinn für das Große im Leben und in der Geschichte; er besitzt endlich vielseitige, wenn auch nicht gründliche Kenntnisse, in deren ausgiebiger Verwerthung er Meister ist. Reicht sein Wissen nicht aus, so füllt er mit bewundernswürdiger Gewandtheit die Lücke durch einen glänzenden Witz aus, welcher leicht den Leser täuscht. Dazu kommt völlige Herrschaft über den Stoff. Er läßt seinen Einfällen scheinbar freien Lauf, aber er übt beständig eine geheime Controle über sie aus. Er weiß seinen Gegenstand in die hellste Beleuchtung zu rücken und verborgene Eigenthümlichkeiten an ihm zu entdecken. Die Klarheit seiner Schilderungen läßt nie den Reiz seiner eigenartigen Individualität vermissen. Störend ist freilich oft genug das dreiste Hervordrängen seiner Persönlichkeit.

In der Entwickelung seiner Prosa sind zwei Abschnitte zu erkennen, welche fast mit der Entwickelung seiner politischen Weltansicht zusammenfallen. In den Reisebildern ist die Grundstimmung eine rein lyrische; „großblumige Gefühle“ schießen überall empor, die Stimmungen der

Natur erscheinen in wirkungsvoller Decoration und der ganze Farbenreichthum wird verwendet, um ein lebendiges Colorit hervorzubringen. Die Diction ist oft von wundervollem Schwung, welcher freilich nicht selten in großsprecherisches Pathos übergeht. Die ganze Darstellung bildet in ihrer nervösen Lebendigkeit, in ihrem pfauenhaften Farbenreichthum den schroffsten Gegensatz zu der klassischen Ruhe in Goethe's Prosa.

Ein anderes Bild bietet Heine's Prosa in den politischen Berichten und ästhetisch-kritischen Werken der Pariser Zeit. Der Sturm und Drang in der Seele des Dichters hat sich gelegt; an Stelle der sprunghaften Darstellung ist eine ruhig-klare Entwickelung der Gedanken getreten; die „großblumigen Gefühle" haben ihre Blüthezeit, keineswegs zum Nachtheil der Prosa, hinter sich, und die abstoßende Prahlerei macht sich nicht mehr geltend. Die Darstellung ist reiner und edeler, ohne die Vorzüge der Prosa der Reisebilder vermissen zu lassen.

Heine schreibt eine Prosa, wie nur ein Dichter sie schreiben kann: packend, bilderreich, lichtvoll, immer interessant. Ihr wesentlichster Bestandtheil ist Humor und Witz in einer Fülle, wie wir sie bei keinem andern Dichter finden. Er schont Niemanden, er trifft Hoch und Niedrig, das Heiligste und das Gemeinste; sein Witz kennt keine Noblesse, keine Pietät und keine Dankbarkeit, keine Rücksicht und keinen Tact, keine Grundsätze und keine sittliche Schranke. Er deckt das Privatleben auf und verwendet den gemeinsten Klatsch und die anstößigsten Pikanterieen der chronique scandaleuse; er beschimpft die Religion seiner Väter und den Glauben seiner Mitbürger; er höhnt Vaterland und Sitte und beugt sich vor Niemandem als vor sich selbst.

Heine's Witz wird inspirirt vom Haß, dessen Gift, wie er vom deutschen Haß behauptet, das Heidelberger Faß zu füllen vermöchte [1]). Wie Laube von Heine's Unterhaltung sagte [2]), es habe ihr alles gefehlt, was man human nennt, so ist auch sein Witz die krasseste Verhöhnung aller humanen Gesinnung. Er ist der concentrirte Ausdruck des alten Hasses des Judenthums gegen seine Bedrücker; es ist der Witz der Verneinung, und schließlich der Auflösung aller religiösen, politischen und sittlichen Bande.

Aber was für ein Witz ist es! Ein Witz in allen Nummern: vom gemeinen Kalauer zur witzigen Gemeinheit, von der feinsten Ironie zur faustdicken Grobheit; von der gutmüthigen Schelmerei zur berechnendsten Bosheit; von der liebenswürdigsten Persiflage zum unwürdigsten Cynismus; ein Witz, welcher in allen Farben schillert, aus dem Gemüthe des

---

[1]) II, S. 78. — [2]) Gartenlaube 1868, S. 25.

Verfassers ganz natürlich hervorzublühen scheint und fast immer den Nagel auf den Kopf trifft. Sehr häufig ist sein Witz äußerst anstößig, namentlich wenn er die heiligsten Dinge mit den gemeinsten copulirt; da ist eben die Grenze der Wirksamkeit des Witzes, da beginnt der Ekel jede andere Empfindung zu verdrängen. Aber oft fehlt dem Witz die Grundlage auch da nicht, wo seine Gehässigkeit jedes Maß überschreitet. Auch der Freund Heine's wird in der Mißhandlung Platen's jeden Witz vermissen, aber sein Feind wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß witzigere Bosheiten wie die gegen A. W. von Schlegel, die Frau von Staël, Maßmann und so viele andere Personen nicht verübt werden können. Die Erfindungskraft Heine's ist unerschöpflich, sobald es sich um die Ausbeutung der Schwächen einer Person oder eines Verhältnisses handelt; er findet immer neue Seiten und schließt, wenn wir ihn ermüdet glauben, mit einem überraschenden Effect.

Brandes freilich setzt mit einem kühnen Sprung über die gegen Heine geäußerten moralischen Bedenken hinweg[1]): „Der aristophanische Dichter," sagt er, „kann und darf den Stolz nicht haben, der davor zurückschreckt, die Gemeinen zu ergötzen, diejenigen, welche ihn nur verstehen, wenn sie ihm im Kothe begegnen. Er darf sich nicht davor scheuen, bis zu einem gewissen Punkte sich, d. h. sein moralisches Wesen, preiszugeben, um ein höheres dichterisches Feld zu gewinnen." Also: Per cloacas ad astra! Der Dichter darf „bis zu einem gewissen Punkte", welchen er sich natürlich selber setzt, thun, was er will; er darf sich im Schmutze wälzen, denn das höhere Ziel leidet nicht, daß er sich befleckt; er darf sich Gemeinheiten erlauben, sobald es ihm zur „Wahrung berechtigter Interessen" nothwendig erscheint; er heiligt die Mittel, wenn sein Zweck ein höherer ist. Das ist die moderne Moral der freien Geister, welche sie selbstverständlich nur für sich in Anspruch nehmen, für den Pöbel haben sie eine andere; das ist die Moral, von der Heine sagt, daß sie seiner „Seele eingeboren", vielleicht seine „Seele selbst" sei (VII, S. 102).

Heine's Witz ist im Wesentlichen der Witz der Journalistik. Er erhebt sich selten zur Allgemeinheit, sondern er knüpft an das Besondere, an das Ereigniß des Tages an, er ist actuell und kann nur dann vollständig verstanden werden, wenn dem Leser die Verhältnisse und Personen, welche er treffen soll, genau bekannt sind. Viele seiner Anspielungen werden in späterer Zeit nur noch ihre Wirkung ausüben, wenn ihnen ein Commentar beigegeben ist; ein Witz mit Commentar ist aber nur ein halber. Zur reinen und freien Höhe eines echten Humors erhebt sich Heine aber

[1]) VI, S. 196.

im „Buche Le Grand", wo eine hinreißende Liebenswürdigkeit uns entzückt, und seine derbkomische Ader strömt am lebhaftesten in einigen Capiteln der „Bäder von Lucca", wo sie leider nur zu bald von Rinnsteinwasser verunreinigt wird.

Heine ist todt, sein Geist ist lebendig; lebendig in zahlreichen Gedichtsammlungen, Feuilletons und Romanen. Viele versuchen, den Ton nachzuahmen, welchen er zuerst angeschlagen; aber sie treffen nur selten die Saiten, welche zusammen den rechten Klang hervorbringen, und in seiner Ganzheit ist keiner diesem glänzenden Geiste nahe gekommen. Er steht in der deutschen Litteratur bis heute allein, wie Voltaire in der französischen.



Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Die Jugend- und Universitätsjahre. (1798—1825.)

Zweiter Abschnitt.

Der Verfasser der „Reisebilder“. (1826—1831.)

Dritter Abschnitt.

Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod. (1831—1856.)

Vierter Abschnitt.



